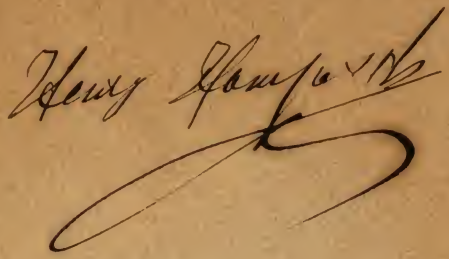
838
U57ca

A 605861 DUPL

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



1461

Ein Carneval in Berlin.

Ein

Carneval in Berlin.

Von

A. von Sternberg.

Alexander Ungern-Sternberg

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

838
U57ca

Digitized by Google

693733-020

Hypochondriſche Vorbetrachtungen.

STÁTNÍ PAMÁTKOVÁ SPRÁVA
KNIŽNÍ FOND JAROSLAVICE

„Ein Faſching in Wien" — „ein Carneval in Berlin" — das klingt ſehr luſtig! Aber o Himmel, welch ein miſerables Ding iſt es um die Luſtigkeit unſerer Tage! Ja, die Namen haben wir noch, aber die Sache, wo iſt die? Längſt, längſt dahin! Wenn man an den Jubel früherer Zeiten denkt — an den unendlichen Spaß! Schon in den Worten „Faſching", „Carneval" hüpften tauſend und Millionen Herzen in faſt wahnſinniger Freude, vibrirten Millionen Pulſe, und in den ernſthafteſten Köpfen fand ſich in einem Winkel verſteckt irgend eine amuſante kleine Narrheit, die dann an das Licht der Kerzen flatterte! Aber heut! Ja, wir haben Larven — wir gehen vermummt einher — aber es ſind häßliche, ernſthafte, ſpukhafte Geſichter und Geſtalten, und wenn ſie lächeln, ſo iſt's ein Grin-

ſen, und wenn ſie luſtig ſein wollen, ſo theilen ſie hinterrücks Schläge aus; nicht die luſtigen Hiebe, die Pierrot gab, der Langgeärmelte, nein, tückiſche, die, obgleich ſie hinterrücks gegeben werden, doch den wunden Fleck des Gegners zu treffen wiſſen.

Das iſt zu ſchwarz gemalt! ruft hier der Leſer, der ſchon ſeine Halblarve und ſeinen Domino fertig auf dem Stuhle liegen hat, um auf die Redoute zu gehen. Nicht doch — ich möchte rufen: noch lange nicht ſchwarz genug! Es liegt ein dunkler, ſchwerer, langer Aſchermittwoch über der civiliſirten Welt! Es iſt keine große Calamität, deren Opfer ſich in Zahlen faſſen laſſen; es iſt kein Krieg, deſſen Schlachtfelder ſich auf der Karte nachweiſen laſſen, — aber es iſt eine unendliche „Verſtimmung" und „Müdigkeit", die das lebende Geſchlecht ergriffen hat. Faſt muß ich die Anſicht des jungen Offiziers theilen, den ich in Wien an der Wirthstafel fand und der im Drange des Gefühls heftig ausrief: O käme es nur zum Kriege, damit wir doch endlich erfahren, wer unſer

Freund, wer unſer Feind ſei! In dieſen Worten liegt eine Wahrheit, die tief einſchneidet in die Gewiſſen und Herzen unſerer Zeit, die beide lau geworden ſind. Dieſes ewig wache Mistrauen, dieſer nie ſchlummernde Neid, dieſe kleinliche Ueberwachung, dieſes Spiel eines Ehrgeizes, der zu wenig groß iſt, um verbrecheriſch zu ſein, und doch ſich nicht ſcheut, tauſend „kleine Unrechte" zu begehen! So viel „Wollen" und ſo wenig „Willen" — ſo ungeheures „Wiſſen" und ſo winzig kleines „Können"! O, dieſes Geſchlecht muß in den eiſernen Becher des Kriegs fallen, und zuſammengewürfelt dann wieder in neuen Gruppirungen auf die Tafel des Lebens geworfen werden! So meinte es der junge Offizier, und die Jugend hat immer Recht und das Alter hat immer Unrecht, wenn es auf die Umgeſtaltung einer Zeit ankommt. Unſere Jugend hat wahrlich ein Wort mitzuſprechen, und dieſe Jugend *will* Thaten! ſie will nicht mit dem friſchen Athem ihrer noch feſten Bruſt die ewig klappernden Maſchinen in Bewegung bringen, ſie will nicht ihre glücklichen

und feurigen Jahre daransetzen, daß eine Elle Kattun mehr in die Welt hineingewebt werde! Sie will diesen Athem, diesen kostbaren Athem anwenden, um in die Segel des Schiffes der Zeit zu blasen, damit es frisch durch die Wellen schäume und der Morgenröthe entgegenfliege, aus deren Lichte die Worte der Verheißung hervortönen.

Aber welch ein Elend bringt der Krieg mit sich! ruft's hier von allen Seiten. Aber welch ein Elend bringt der Kattun mit sich! sage ich zur Entgegnung. Der Kattun! ich nenne damit jedes und jegliches Fabrikat unsers fabrikreichen Zeitalters. Sind wir glücklicher geworden, seitdem diese Welt von Maschinen um uns her knarrt und ächzt? Hat es unser Geschlecht moralisch gehoben, daß wir nun wissen, wie man einen völlig fehlerfreien Firniß bereitet? Hat es sich gehoben, seit der große Spinn-, Webe-, Haspel- und Schleif-Palast dort an der Themse gestanden hat? Es ist wahr, es ist schon gelungen, oder es wird gelingen, daß wir in jede Hütte einen Polsterstuhl und ein Gaslicht schaffen — aber sind die

Menſchen, die auf den Polſterſtühlen ſitzen, die bei dieſer hellen und gereinigten Flamme einander beſchauen, ſind ſie glücklicher als jene, die in dunkler Kammer zur Reformationszeit ihr ſtreng verpöntes hugonottiſches Lied ſangen, oder die in den Katakomben Roms, zur Zeit der erſten Chriſten, einen verbotenen Gottesdienſt begingen? O nein, nein! Die Bequemlichkeit, das angenehme Leben ſchaffen kein glückliches — ſie ſchaffen vor allen Dingen kein großes Geſchlecht und durch einen Polſterſtuhl iſt Niemand zum Cäſar geworden. Man ruft dagegen: Ja, aber durch die Möglichkeit, die Genüſſe zu verallgemeinern, werden die Maſſen, wird das Volk glücklich gemacht. Nun, iſt es jetzt glücklich? Sind die Maſſen jetzt zufrieden? Nein, ſie ſind es nicht; ſie waren es vielleicht nie weniger als jetzt! Und wenn ihr die Zahl der Maſchinen um das Dreifache erhöht, wenn ihr die Gegenſtände der Bequemlichkeit und des Luxus ſo billig macht, daß ſie nur ein Achtel von Dem koſten, was ſie jetzt noch koſten, Der, der erhalten hat, wird immer noch mehr wollen, und zuletzt wird ihm der

Pfennig, den er zahlen muß, als zu viel erſcheinen und er wird das kürzere und raſchere Ranben vorziehen. Und dann bleibt noch immer das Problem zu löſen, daß die eben genannten Vortheile und Genüſſe auch wirklich auf die Maſſen vertheilt werden; der Reichthum bleibt immerdar an den Fingern Einzelner haften, die ſich vorzudrängen wiſſen, um zuerſt die Hand in den Goldſtaub zu ſtrecken; die Geſetze aller Solone der Welt werden dies nicht verhindern können.

Alſo dieſer Kattun, dieſer ſo ſehr geprieſene Kattun — er deckt nicht die Blöße der Zeit. Wir frieren, wir ſind nackend — trotz unſerer Maſchinen.

Früher gab es ganz einfach Arme und Reiche, das heißt Beſitzende und Mächtige, und Bedürftige und Habenichtſe. Die Beſitzenden und Mächtigen traten keck auf, warfen hier und da einen zudringlichen Lump am Wege nieder, nebenbei aber freuten ſie ſich des Lebens und füllten es mit lauter Koſtbarkeiten, Glanz, Tumult und amüſanten Freuden aus. Von dieſer Zeit der Grandſeigneurs ſtammen noch all die

ſchönen Bilder, Bauwerke und die ſchönen Geſchichten her; dies fand eine ſpätere Zeit ſehr laſterhaft, und es mag auch allerdings nicht zu loben ſein, daß Einer Alles hat und der Andere nichts. Man änderte die Sache. Es ſollten Alle etwas haben. Man ſchlug die Grandſeigneurs todt, und nun kamen die Brotloſen und Habenichtſe und ſetzten ſich an die Tafel. An dieſer Tafel ſitzen ſie noch. Aber ſind ſie nun zufrieden? Nein. Die Grandſeigneurs ſind todt, aber unter den Habenichtſen ſelbſt verſtanden es Einige vortrefflich, ſich ihre Taſchen heimlich oder offen ſo ſtark mit den Eßwaaren der Tafel zu füllen, daß die Bedürftigen immer die Bedürftigen blieben. Die Klugheit und ihr angeborener niederer Sinn gab den reichgewordenen Habenichtſen die Maßregel ein, weder mit ihren Schätzen zu prahlen noch groß zu thun, damit ſie nicht auch wie die alten unvorſichtigen Grandſeigneurs todtgeſchlagen würden; ſie gingen alſo heimlich in irgend einen dunkeln Winkel und ſchluckten und gluckten, was nur hineingehen wollte in den ſchwellenden Bauch; und dieſen Bauch ſelbſt

wußten sie so zu wenden und zu drehen, daß Niemand sah, wie voll er war. Aber hier und da sah es doch ein neugieriges Auge aus dem Volke und eine Stimme ließ sich hören, die da murmelte: Haben wir die alten prächtigen gnädigen Herren todtgeschlagen, damit uns ein neues Geschlecht heimlicher und versteckter Vielfraße erstehe, die uns keine schönen Feste geben, sondern heimlich im Winkel Das auffressen, was unser Antheil war, als wir zu Gericht saßen und die Beute getheilt werden sollte? Die heimlichen Prasser hörten das Gemurmel und praßten nun noch heimlicher, das Lauscherauge der Betrogenen sah aber immer schärfer, und dieser verheimlichte, feige, versteckte, seines Daseins nicht froh werdende Besitz — und die unersättliche, in alle Winkel hineinlauschende, ewig mistrauende, keine Versöhnung mehr glaubende, für jede Gabe, sei sie noch so reich, nicht mehr dankende Armuth — das ist nun das Bild unserer Gesellschaft! Man frage, ob sie glücklich sei.

Sind das Betrachtungen für einen Carne-

val? Gebt mir eine Maske des harmlosen Frohsinns und ich will sie gern vorbinden. Ihr habt keine.

Aber nun will ich auch noch zeigen, daß jene Armen zur Zeit der Grandseigneurs nicht so arm waren, als unsere Armen es jetzt sind. Denn nicht die Leerheit und Oede seiner Wohnung, die Leerheit und Oede seines Innern macht den Menschen eigentlich arm. Solange eine Idee, ein Glaube, ein Etwas, das da kommt, man weiß nicht wann und von wo, in dem Menschen lebt, so erwärmt ihn Das mehr und auf die Dauer, als irgend ein irdisches Feuer es vermag. Die Armen von damals hatten dieses einheizende Element in ihrem Innern. Es ging ihnen schlecht, ganz miserabel schlecht, die Grandseigneurs gingen mit ihnen um, wie man mit dem Vieh nicht umgeht, und dennoch wie süß und lieblich hingen die gequälten Seelen an dem himmlischen Jenseits, wo hochzeitliche Kleider und eine Tafel ihrer wartete, wo die Engel unter die Serviette jedes Frommen noch irgend eine himmlische kleine

Näſcherei gelegt hatten, und wo dieſe armen Belaſteten Gottes Antlitz ſahen, der wie ein gütiger Gaſtgeber auf ſeine Gäſte ſegenlächelnd niederſah und ſich freute, wenn es Einem ſchmeckte. Im Vorausgefühl dieſer himmliſchen Tafel aß dann der Arme hienieden ohne Murren ſeine trockne Brotrinde. Ueber ſolchen kindlichen Glauben an himmliſche Diners und Soupers iſt unſere hochweiſe Armuth erhaben. Da es ſich alſo nur um den Beſitz handelt, nur um den vollen Magen, ſo ſind unſere Armen zehnmal mehr arm als jene Armen, und darum zehnmal mehr blutdürſtiger als jene Armen, und deshalb zehnmal mehr zu fürchten als ihre Vorgänger. Dies weiß die Geſellſchaft, und darum iſt Niemand ſeines Lebens froh, weil Jeder weiß, daß dicht hinter ihm, auf den Ferſen ihm folgend, Jemand harrt, der ihm mit dem Meſſer in der Hand nach dem Leben trachtet.

Da ſeid fröhlich — und da tanzt und jubelt in euern Carnevalsfreuden!

Und dabei wächſt die Bevölkerung ins Enorme. Wo früher der Arme ſechs Wechſel zog auf die

Kaſſe ſeiner reichen Mitlebenden, das heißt ſechs Kinder in die Welt ſetzte, da zieht er jetzt zwölf Wechſel, und ſie werden alle zwölf nicht honorirt, können nicht honorirt werden. Die alten Grandſeigneurs ſind todt, die manchmal in einer ſplendiden Laune die Armen einer ganzen Provinz zu Gaſte luden, oder Klöſter und Freiſtätten für eine gehörige Anzahl Hülfsbedürftiger ſtifteten, — die Banquiers und Fabrikherren heutzutage, die Grandſeigneurs in „Kattun" wie die Alten in „Gottes Gnaden" was thun ſie? Nichts. Denn ſie ſagen feige: Mein Gott, wir haben ja nichts! Wir haben nie etwas gehabt; wir ſind arm, wie unſere erſten Aeltern im Paradieſe waren! Schlagt uns todt und ihr werdet ſehen, es fällt kein Pfennig aus unſern Taſchen. Einer ſolchen Heuchelei lacht die Menge, denn ſie weiß, ſchlägt ſie dieſe neue Sorte wirklich todt, ſo fällt Gold über Gold in die vorgehaltenen Hände der Mörder. — Aber ſie wartet noch mit dem Todtſchlagen: man hat ihr eingeredet, ein gütlicher Vergleich werde noch Alles einigen. Aber welcher güt-

liche Vergleich kann ſtattfinden zwiſchen der grauſamen, unerbittlichen Habgier, die jedem moraliſchen und religiöſen Zügel enthoben iſt, und dem feigen, ſchmuzigen, jeder Hoheit, jeder Würde entkleideten Beſitz? — Der Krieg iſt unvermeidlich.

Nicht der Krieg um den perſönlichen Ehrgeiz der Fürſten, wie ihn frühere Jahrhunderte geführt, nein, der Krieg um das „Hohe" und das „Niedere" in der Menſchenbruſt. Das „Niedere" muß herabgetreten werden, das „Hohe" muß wieder zur Geltung kommen; die moraliſche Würde, das große und ewige Heldenthum der Menſchheit, das eine in ihrem Innerſten entſittlichende und entnervende Induſtrie untergraben und geſtürzt hat, ſoll zur vollen Geltung kommen. Iſt dieſes nicht ein Kampf, des Blutes der Edelſten werth? Und dann — damit Jeder wiſſe, wer ſein Freund, wer ſein Feind ſei! bei dieſem Ausſpruch des jungen Mannes bleibt's! Das verſteckte Feindſein, das laue Freundſein muß aufhören; es komme wieder Wahrheit — Offenheit — Vertrauen

in die Welt, und dies kann nur geſchehen durch offene Fehde. Schleppt das Siechthum halber Meinungen nicht länger mit euch!

Hiermit ſei es genug mit dieſen Betrachtungen. Uebrigens iſt's bekannt, daß mehr als ein Ohr ſchon das leiſe Knarren an den Pforten des Janustempels glaubt vernommen zu haben. Wer ſteht uns dafür — eines ſchönen Tages — und ſie fliegen weit auf!

Joyeuſer Vorbericht.

Ein früherer Berichterſtatter über einen Carneval hatte alle Hand voll zu thun, daß es ihm nur gelingen möge, alle ſeine intereſſanten Nachrichten von Feſtlichkeiten und Luſtbarkeiten an den Mann zu bringen. Von den Urzuſtänden deutſcher Hoffeſte an, wo noch von „dem unmäßigen Freſſen und Saufen" ſelbſt der hohen und höchſten Herrſchaften die Rede iſt, bis zu den ſüßlich ſchwatzhaften Berichten reiſender Hofcavaliere und Kammerherren, die, wo es die Freuden der Großen zu beſchreiben gibt, discret hinter ſeidenen Vorhängen lauſchen und bei denen zur rechten Zeit verlöſchende Lampen eine Hauptrolle ſpielen. Von dieſer Art Feſtbeſchreiber hat das achtzehnte Jahrhundert eine große Anzahl aufzuweiſen, und darum iſt gerade dieſes Jahrhundert das Lieblings- und Schooskind

des Carnevals, denn gerade das Verſteckte, das Bevorhängte, das Halbdunkle hat bei den Intriguen des Gottes der ſublimen Liebe ſeinen poetiſchen Reiz, und wirft Lichter und Schatten der mannichfaltigſten und wechſelndſten Art auf das Parquet der Höfe.

Daß von einem Carneval ſolcher Art heutzutage nicht die Rede ſein kann, weiß Jeder.

Aber zu den Zeiten des zweiten Friedrich Wilhelm, den das Volk mit gutmüthiger Nebenbedeutung den dicken König nennt, war viel von ſolchen Feſten die Rede, und der Carneval ſpielte damals eine ſehr wichtige Rolle, vielleicht die wichtigſte, die er je in den „nordwindumwehten Marken" der alten Brandenburger geſpielt. Man müßte denn annehmen, daß es jener geiſtvollen erſten Königin der Preußen, der Freundin und Bewunderin Leibnizens, der liebenswürdigen Sophie Charlotte von Hannover, gelungen ſei, in ihren kleinen Feſten, die ſie in ihrem Luſtſchloß Lützelburg gab, einen feinern und geiſtigern Carneval darzuſtellen, als es die ſpätere franzöſirte Zeit unter dem dicken König ver-

mochte. Jedenfalls war aber der letztere luſtiger und hat ſich lebendiger im Andenken der Bevölkerung der Hauptſtadt erhalten. Die ernſte Geſtalt Friedrich Wilhelm des Dritten, die Miſſion, die ihm auferlegt wurde, ſein Volk einen langen Zug durch die Wüſte zu führen, machte ihn, wie leicht erklärlich, nicht zu einem Feſtgeber. Zudem liebte er das Gepränge und das Geräuſch großer Gelage nicht. Mit dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten ſah man das ſpitzbübiſche Geſichtchen des Momus durch das Brandenburger Thor in Berlin hineinblicken und die ſchnippiſche Frage thun: Wollt ihr mich? — Die erſten Regierungsjahre des Königs bezeichneten auch ſehr glänzende Hoffeſte.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, eine eigentliche Beſchreibung des Carnevals zu geben, ſo wie in der kleinen Schrift „Ein Faſching in Wien" ebenfalls nicht der eigentliche Faſching und deſſen Feſte der Hauptgegenſtand der Vorſtellung waren, vielmehr liegt es dem Aufzeichner dieſer Skizzen daran, ein Bild der Geſell-

schaft zu geben, wie sie sich in den gegenwärtigen Zuständen der socialen Gruppirung unserer civilisirten Welt darstellt. Die Faschings- und Carnevalszeit ist nur daher genommen, weil in ihr, nach uralthergebrachter Sitte, sich die Gesellschaftsschichten, um deren Leben und Treiben es sich hier handelt, auf einige Wochen zusammenfinden. Die beiden deutschen Hauptstädte in dieser Beziehung zusammenzustellen, schien mir kein ganz ungeeigneter Vorsatz zu sein. Wir werden gleich sehn, wie ausnehmend scharf sich Das, was wir alten Adel und die Gesellschaft par excellence nennen müssen, in beiden Städten sondert. In Wien kann man noch von einer Aristokratie sprechen, in Berlin kaum. Alsdann bietet sich auch Gelegenheit hier und da, über Das, was gerade Mode ist und Geltung beansprucht, eine Bemerkung zu machen. Wie vorsichtig man dabei sein muß, weiß der Referent. Er kennt sein Publicum. Man will gelobt sein und will auch wieder nicht gelobt sein, man will getadelt sein, aber auch wieder nicht getadelt sein. Dann will man genannt sein und

will auch nicht genannt ſein. Wie es auch der Darſteller und Aufzeichner gegenwärtiger Zuſtände anfangen mag, er macht es niemals den Leuten Recht. Das iſt eine völlig unbeſtreitbare Wahrheit. Dabei fragt ſich's noch, ob der Caricaturenzeichner übler wegkommt als der Lobhudler und Schmeichler. Ich möchte beinahe behaupten, dem erſtern werden weniger moraliſche Schläge zugetheilt als dem letztern. So ſonderbar es klingt, ſo wahr iſt's dennoch. Es hat Reiſende gegeben, die ſo unbeſchreiblich vorſichtig waren, daß ſie Niemand mit Namen nennen, von dem ſie ahnen, er könne vielleicht irgend einmal etwas geſagt oder gethan haben, was irgend einmal irgend eine hochgeſtellte Perſon irgendwie verletzt habe; andere Beſchreiber ſind ſo lobend, daß ſie jedes Ei ein marmornes und die Henne, die es gelegt, eine goldene nennen. Dieſe marmornen Eier, dieſe goldenen Hennen ermüden; ebenſo wie ein Leſer im höchſten Grade erbittert wird gegen Denjenigen, der ihm keine Namen nennt, und jeden kleinen Skandal verſchweigt. Der Satiriker und Caricaturen-

zeichner verdirbt es ganz unzweifelhaft mit einer Perſon, nämlich mit der, die ihm eben Portrait geſeſſen hat. Iſt dieſe Perſon eine hochgeſtellte oder einflußreiche, ſo verdirbt er es ebenſo unzweifelhaft mit dem ganzen Anhange der Perſon. Dieſe ganze Sippſchaft legt einen heißblütigen und raſchen Zorn an den Tag, und es bildet ſich raſch eine kleine Actiengeſellſchaft auf künftigen Vortheil, die mit Anlegung von Privateiſenbahnen den Zeichner der carikirten Skizzen nach aller Welt Enden hin verfolgt. Dieſe Verfolgung dauert ſo lange, als bis der Mächtige etwas zu ſagen hat; hat dies ein Ende, ſo löſt ſich raſch die Actiengeſellſchaft auf und die Mitglieder ſind um ein Billiges zu haben, ſelbſt als Lobredner für den ehemals ſo rapid Verfolgten. Bringt nun der Caricaturzeichner ſeiner Zeit unterdeß, daß man in dem Orte ſeiner verbrecheriſchen Wirkſamkeit gegen ihn wüthet, und der, wir wollen annehmen in der nördlichen Spitze Schwedens iſt, in der Bucht zu Bajä zu oder an dem Ufer von Sorrent, oder in den Ruinen von Ninive, ſo kann es geſchehen, daß

er allen üblen Folgen ſeines Talents entgeht; bleibt er aber am Orte ſelbſt, ſo verwandelt ſich das Fenſterkreuz ſeiner eigenen Schreibſtube über Nacht in einen Galgen, an welchen ihn zu hängen ſich ſein beſter Freund pflichtſchuldigſt beeilt. Aber ſei der Berühmte auch noch ſo ſehr berühmt, ſei der Würdenträger noch ſo ſehr voll Würde, er iſt doch nur ein Einzelner, und er und ſein Anhang machen doch nur einen kleinen Theil der menſchlichen Geſellſchaft, und dieſe Geſellſchaft iſt von der Art, daß ihr nichts ſo ſehr gefällt als wenn über etwas und über Einen geſpottet und gehöhnt wird, das und der — eingebildet oder wirklich, darauf kommt es für den Augenblick nicht an — hoch ſteht. Dagegen gibt es aber keine Gewalt der Erde, die da im Stande wäre, Den, der Alles lobt und Alles gut findet, vor dem entſetzlichen Grimme der ganzen mitlebenden Erde, dem Fluch aller und jeder Generation, der vergangenen, gegenwärtigen, und zukünftigen zu retten. Er iſt der Einzige, den man *nicht* will, wenn man auch alles Andere will, ſelbſt den Tod und die Peſt; er iſt

der Einzige, deſſen Buch man nicht lieſt, wenn man auch ohne Auswahl Alles und Jedes lieſt. Er iſt verdammt bis ins hundertſte Glied, und leben dann noch Abkommen ſeines Namens, ſo ſind auch dieſe verdammt.

Darum viel lieber ein Lucian, als — ja die Namen dieſer Ehrwürdigen, die den Gegenſatz bilden, ſind eben vergeſſen — als die große lobende Null ſein! Ja — ja nur Vorſicht. Freund Sancho ſagt: Im Hauſe des Gehängten ſoll man vom Strick nicht ſprechen. Ein weiſer Spruch, der dem Gelüſte, den Lucian zu ſpielen, eine weiſe Grenze zieht. Nur gehen Einige ſo weit, daß ſie nicht vom Hanf ſprechen, denn aus dem Hanfe wird der Strick gedreht, ja nicht einmal von der Sonne, denn ſie iſt's, die den Hanf zeitigt, aus welchem Hanf denn der beſagte Strick gedreht wird, von dem nach dem obigen diplomatiſchen Fingerzeig des weiſen Sancho nicht geſprochen werden ſoll im Hauſe des Gehängten.

Doch weg mit allen Vergleichungen. Der Referent will weder ein Lucian noch eine lo-

bende Null sein. Wenn man ihm einiges Darstellungstalent zutraut, und zugibt, daß er das Auge offen hält, um die Personen und Dinge, in deren Kreisen er sich zunächst bewegt, so deutlich wie ihm möglich zu sehen, so hat er damit vollkommen genug, er will nichts Größeres und Allgemeineres. Es ist seine Skizze, dem eben zurechtgestellten optischen Glase entnommen. Wie die Personen auf der Heerstraße der Begebenheiten eben vorbeiwandeln, so sind sie aufgefaßt. Die Zeichnung ist flüchtig, nicht nachlässig; und zudem was ist richtig, was ist falsch heutzutage? Haben wir nicht die Dinge um uns her ihre Bestimmungen und Eigenschaften wechseln sehen in einer Geschwindigkeit, die selbst dem Zauberspiel eines Bosco würde Ehre gemacht haben? Es ist die Zeit der Skizzen. Wer wollte große Rubens'sche Gemälde malen? Ehe die Farben noch trocken sind, sind die Dinge und Personen bereits farblos geworden. Es gelangt Niemand zur Berühmtheit einer That, höchstens gelangt man zur Berühmtheit des Thuns. Es ist kein Wille da, aber sehr viel

Wollen. Was fängt man mit einer ſolchen Zeit an? Laßt uns ſehen was die nächſte Minute bringt! ſo ruft Einer dem Andern zu, und der Hiſtoriograph legt einſtweilen die Feder, der Maler den Pinſel, der Bildhauer den Meißel nieder. Wir warten Alle.

Unter dieſen Vorausſetzungen muß der gefällige Leſer nicht erwarten, daß viel oder gar ausſchließlich in dieſen Blättern vom Carneval geredet wird; er kommt vielleicht nur ein paar mal zur Sprache, und dieſe paar mal auch nur, damit er den Namen hergebe, um über etwas zu ſprechen, was mit einem wirklichen Carneval ſo viel gemein, als die Büſte der Juno mit einer Haſelnußſtaude. Der Aufzeichner dieſer Skizzen bewegt ſich vollkommen frei; er iſt nicht genöthigt zu tadeln, es wird ihm aber auch kein ſanfter Zwang angethan zu loben; er hat das Glück, der wirkliche Vater nicht der Pflege- oder nominelle Vater ſeiner Sünden zu ſein. Zu dieſen gehört — da die Nähe der Oſterwoche bußfertige Bekenntniſſe rechtfertigt — daß er ſich von Anſichten und Eindrücken, die von Kind-

heit an ihm anheften, nicht völlig los machen kann. So ist er Aristokrat. Ein Mann mit sehr viel Eigen- und sehr wenig Wahrheitsliebe hätte hier leichtes Spiel, diese nicht sehr angenehme Selbstbetrachtung völlig wegfallen zu lassen. Heutzutage, wo man Alles, was man ist oder vorstellt, aus Grundsatz ist, würde sich's von selbst verstehen, daß der Autor auch aus Grundsatz Aristokrat oder Royalist ist. Dem ist aber nicht so. Der Schreiber dieses ist in einer Gesellschaftsschicht aufgewachsen, in einem Lande, unter Verhältnissen, die ihn zum Royalisten und Aristokraten machten, wie man Katholik oder Protestant wird, je nach dem Bekenntnisse Derer, die die Wiege des neuen Weltgängers umstehen. Später sieht man sich die Gabe näher an, die man bekommen, und wer es ehrlich mit sich meint, macht sich entweder selbst mit großer Freude noch einmal mit der Gabe ein Geschenk, oder er findet Veranlassung, sie mit höflichem Danke zurückzugeben und sich etwas Anderes auszubitten. So ist's heutzutage mit der politischen und socialen Stellung. Das politi-

ſche Glaubensbekenntniß iſt eine Art Religion geworden. Wie glücklich Die, die ihre angetaufte Ariſtokratie mit Stolz und Freude betrachten können und ſie ſich ſelbſtändig und mit allem Gepränge eines Wiedertäufers, der als vierzigjähriges Taufkind vor ſeinem Taufbecken ſteht und ſeine eigene Aufnahmerede hält, zum Geſchenk machen können! Wie glücklich, ſage ich, ſind Die! Das ſind die wahren, echten, alten Ritter, wenn ſie meinethalben auch die armen Ritter ſind. Ein ſolcher altadeliger Wiedertäufer iſt aber heutzutage eine große Seltenheit! Eine ſolche alte männliche Jeanne d'Arc, die unentweiht in jungfräulichen Händen die Oriflamme trägt, iſt eine Koſtbarkeit ſo unerhörter Art in unſerm Jahrhundert, daß man die Exemplare mit der Diogeneslaterne ſuchen muß. Das, was wir heutzutage Ariſtokratie nennen, iſt von der alten ſiegesgewiſſen, ſiegesfeſten, ſiegesbewußten Ariſtokratie ſo weit verſchieden, als eine elegante Hofuniform von dem Hirſchleder-Koller des alten Götz. Man frage nicht, warum Das ſo gekommen iſt; die Antwort ſteht in hundert

Büchern, und deutlicher als in den Büchern in hunderttauſend Herzen, die noch jetzt unterm Wappenrocke ſchlagen. Dennoch tauft man noch auf das alte Bekenntniß hin. Es werden uns in der Taufformel allerlei ſchöne Dinge verſprochen und zugeſagt, die alte Kirche nimmt uns ſchmeichelnd in ihren Schoos, wir ſind geborene Herren, Niemands Diener — überall die Erſten! Das klingt köſtlich — aber an allem Dem kein Wort Wahres. Wir ſind nicht mehr die geborenen Herren, ſondern wenn es uns gelingt, Herren zu werden, ſo haben wir uns zuvor mit aller Welt herumgeſchlagen; wir ſind nicht mehr Niemandes Diener, ſondern wir ſind die Diener unſerer Diener, und endlich ſind wir nirgends und niemals die Erſten, außer es wäre uns die Kraft oder die Gewandtheit gegeben uns vorzudrängen. Mit dieſem Taufverſprechen und der ſpätern Bewahrheitung iſt es nur eine ſo üble Sache, daß viele Geiſter irre werden und viele Herzen faſt im Tode brechen. Sie wollen und wollen nicht glauben, daß es mit dem alten Bunde und den Verſpre-

chungen nichts ſei; ſie liegen krank an den Widerſprüchen, und wenn ſie nicht ſehr feſte Naturen ſind, ſo gehen ſie hoffnungslos unter. Andere wiſſen ſich anders zu helfen. Sie geben raſch entſchloſſen die Gabe mit Dank zurück, und bitten ſich etwas Anderes aus. Wieder Andere machen ſonderbare Sprünge, wodurch ein Tanz zu Stande kommt, der ein Gemiſch iſt von dem alten graziöſen und ſteifen Menuet, und dem liederlichen Cancan. Auf dieſe Weiſe haben wir die liberalen Ariſtokraten vor 1848 tanzen ſehen; wieder Andere, und gerade jetzt die größte Zahl, macht die größten Anſtrengungen völlig wieder turnierfähig zu werden und den alten Hermelin, von jedem Stäubchen geſäubert, um die Schultern zu ſchlagen. Auf welche Seite hat ſich unſer Autor geſchlagen? Nur heraus mit dem Bekenntniß! — Die Tugend des Adels, die einzige Farbe, die wie das brennende Roth nie aus dem Wappen ſchwindet, ſelbſt wenn es noch ſo morſch und durch die Zeit verfinſtert worden, iſt die Furchtloſigkeit. An dieſer Eigenſchaft werden ſich die Ritter aller Zeiten,

aller Jahrhunderte erkennen! Und ſomit hat der Autor auch etwas von dieſer Gabe, und er bekennt furchtlos, daß er bisher ebenfalls — unzufrieden mit dem alten Bekenntniß, und ungewiß wo das Neuere und Beſſere läge — zu jenen Menuet-Cancan-Tänzern gehört habe. Es hatte ſoviel Reiz, mit den liberalen Ideen zu ſpielen, ſich für Zuſtände begeiſtert zu zeigen, die man aus der Ferne betrachtet, wie jene reiſende Fürſtin die gemalten Dörfer und Städte, die die Ebene maleriſch belebten. Als aber die Zeit kam, die den Weizen von der Spreu ſonderte, glaubte der Autor unmaßgeblich zum Weizen zu gehören. Die ganze Fülle und Würde der Taufverheißungen kam über ihn, wie über viele Andere, und er ſchrieb in Erbitterung und Grimm, aber völlig furchtlos — für den Royalismus und für die Ariſtokratie. Er war bis in die Fingerſpitzen hinein Wuth und Erbitterung! Wenn er für eine Zeile, die er ſchrieb, hätte auf die Galeere kommen ſollen, er hätte nicht einen Augenblick

gezögert ſie zu ſchreiben. Unbekannt, was es heißt, auf Antrag Anderer oder auf Wunſch von Freunden zu ſchreiben, war er gewohnt, nur immer dann der Feder ſich zu bemächtigen, wenn irgendwie etwas ihm im Sinn oder auf dem Herzen lag; wie hätte er es jetzt nicht thun ſollen? Niemand hat es ihm ſpäter gedankt; er dankt ſich's ſelbſt nicht. Sein aufrichtiger Wunſch iſt, jene Bücher nicht geſchrieben zu haben. Diejenigen, die zu ſeiner Partei gehören, ſind in Deutſchland wenig bekümmert um Das, was für ihre Intereſſen durch die Feder gewirkt wird, ſo dankbar ſie ſind für Das, was das Bayonnet ihnen einbringt. In Frankreich und in England iſt es anders. Unſere Partei wird immer bereit ſein, wenn die Gefahr vorüber iſt, Denjenigen zu verhöhnen, der damals für ſie wirkte. Es iſt nur gut, wenn dieſe Art zu belohnen bei Denen angewendet wird, die, wie der Verfaſſer dieſer Blätter, ſo wenig einer lohnenden Anerkennung benöthigt ſind, als ſie eine ſolche erwartet haben.

Seitdem ist Manches anders geworden; und der Autor beansprucht durchaus nicht mehr seine hochmüthige Stellung als Weizen einzunehmen, seitdem er gesehen, daß Vieles, was er als Unkraut betrachtet, kein Unkraut ist.

Damit genug. Wir schreiben über den Carneval; vergessen wir das nicht.

Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen.

Ein Gespräch einer ältern mit einer jüngern Dame.

Vor dreißig Jahren zurück gab es wenig Gesellschaften, aber viel Geselligkeit, heutzutage haben wir eine große Anzahl Gesellschaften, Soiréen, Assembléen, Matinées dansantes, Rounts u. s. w., aber sehr wenig, fast gar keine Geselligkeit. Zum Begriffe „Geselligkeit" gehört, wie wir Alle wissen, ein wirklich frohes Zusammenkommen, voll heiterer und fesselnder Annehmlichkeiten. Wo fänden wir das heutzutage; dagegen haben wir „Gesellschaften", das sind Versammlungen, zu denen Einladungen umhergehen, und zu denen man sich einfindet, nicht weil man gegenseitig gerne die Zeit miteinander zubringen möchte, o nein, man möchte viel lieber Einer von dem Andern nichts wissen, sondern weil die Stellung im Leben und in den Geschäften es erfordert, daß diese und jene Per-

ſonen mit dieſen und jenen Perſonen, auf eine oder zwei Stunden, zwangsweiſe miteinander verkehren. Dieſe Zuſammenkünfte werden dann benutzt, um alte Schulden abzutragen, nämlich, um eine Anzahl Impertinenzen an den Mann zu bringen, die man nicht durch die Zeitungen oder ſonſt wie hat los werden können. Man übt ſich in der Kunſt, Dieſen oder Jenen nicht zu ſehen, obgleich er Naſe an Naſe mit uns ſich befindet, und in der Kunſt den Rücken zu drehen; kurz, es entſteht bei dieſen Zwangsfeſten eine neue Art Gymnaſtik, die ſich übt Stellungen zu erfinden, die man zum Theil den Künſtlern dieſer Art von der Gaſſe her entlehnt, um auf jede Weiſe zu kränken und zu beleidigen, im gelindeſten Falle um ſeine völlige Indifferenz an Dem, was man ſieht, und was Einen umgibt, an den Tag zu legen. Von dieſer negativen Brutalität der Sitten iſt nur ein Schritt zu der poſitiven, das heißt gut deutſch geſprochen, zur Rauferei, und dieſen Schritt ſehen wir auf jenem Balle in Paris bereits gethan, wie uns die Zeitungen melden.

Welch ein beklagenswerther Zustand der Gesellschaft!

Daß die Menschen sich einander lieben sollen, mit der alten christlichen oder der modernen socialistischen Liebe, daß sie zusammenkommen sollen, aus reiner Freude einander zu sehen, daß sie wirklich und in der That Freude empfinden sollen, wenn Einer aus dem Kreise erhöht oder besonders vom Schicksal begünstigt wird — das ist nicht zu verlangen. Geheimer Neid, geheimer Haß, geheime Gleichgültigkeit werden immer in dem Complex geputzter Thoren und Weisen herrschen, den wir in den Salons aller Zeiten zusammenfinden — aber er wird geheimer sein, nicht offener, nicht cynischer, nicht völlig uncivilisirter, wie wir ihn heutzutage sehen. Darin liegt der Unterschied.

Sehr viele Leute wissen es auch aus Erfahrung, Jüngere können es lesen, wie amüsant früher die Zusammenkünfte waren. Welch ein ewiges Scherzen und Fröhlichsein! Wie nahm der harmlose, gutmüthige Spaß kein Ende. Man kam in kleinen Räumen zusammen, man

ſaß auf ungepolſterten Stühlen, man aß keine Leckerbiſſen, aber man war — froh! Wer hat nicht von ſeinem Onkel, oder der Tante, die goldene Zeit der Pfänderſpiele ſchildern gehört, wer nicht die Ecoſſaiſen und Quadrillen tanzen ſehen, bei denen die Frackſchöße flogen und die Schleppen der Damen im Staube wirbelten. Wie ging's da luſtig her. Wie lebte man und ließ leben. Die alten Herren, wie unerſchöpflich waren ſie im Anekdotenerzählen, die jungen Herren, wie unermüdlich waren ſie in Artigkeiten gegen die Damen, und die Damen endlich, wie gefühlvoll waren ſie, wie hatte Jede ihren Roman mit dem ſechszehnten Jahre ſchon geſpielt, wenn auch noch nicht geſchrieben! Denn es war die Zeit der Caroline Pichlers der Amalie Imhofs, der Caroline la Motte-Fouqués und zahlloſer Anderer, die da ſchrieben und liebten, und liebten und ſchrieben, und dann nochmals liebten und ſchrieben, bis dann endlich der Tod hier Amalien, dort Carolinen die Feder aus der Hand nahm. Laßt uns einmal einen Blick auf das Leben unſerer Mütter hef-

ten. Welch eine Masse kleiner amüsanter Heimlichkeiten! Es fiel irgendwo ein kleines loses Gedicht zwischen parfümirte Spitzen. Wer hatte es geschrieben? Niemand wußte es. Das kleine Briefchen bildete den Streitpunkt in nicht einem, nein in zehn improvisirten Liebeshöfen, wo es vorgelesen, kritisirt, glossirt, und — geviertheilt wurde, denn nicht selten fanden sich vier Bewerberinnen zugleich, die auf das Document Ansprüche erhoben. Worauf gründen sich diese Ansprüche? Man muß gewissenhaft zu Werke gehen. Das Zettelchen spricht von lichtbraunen Augen, die einen goldigen Schimmer ausstrahlen. Gut; wer hat braune Augen? Hat Clara welche? Ja, aber man will in ihren braunen Augen eine kleine Beimischung finden von — Grün. Hat Flora welche? Ja, aber es sind kleine lichtbraune. Aber Theudelinde? Jettchen? — ja doch — aber keine Spur von Goldschimmer! Aber doch, man will einen kleinen Schimmer entdeckt haben. Wer? Jetzt nehmen die Sticheleien ihren Anfang. Das Gedichtchen bringt andere Gedichtchen hervor. Unterdessen

irren eine Menge Herren bei ſpäter Stunde in den Straßen umher mit Hausthürſchlüſſeln, die nicht zu ihren eigenen Hausthüren paſſen. Guitarren werden geſtimmt, und die Stunde von Elf bis Zwölf wird in der Reſidenz eine ſehr unruhige.

Die vornehme Prüderie zuckt die Achſel mitleidsvoll über dieſes Leben; aber die Jugend, ich bin's überzeugt, die Jugend, die man jetzt zwingt bei Humboldt's „Kosmos" zu gähnen, die Jugend ſeufzt heimlich dieſem entſchwundenen Paradieſe nach.

Ich will — um zu zeigen, daß meine Anſicht über die heutige Geſelligkeit nicht ſo ſehr vereinzelt daſteht — ein Geſpräch herſetzen, das ich gerade ſo wie es hier ſteht, zwiſchen einer ältern und einer jüngern Dame führen hörte. Beide waren überzeugt, daß ihre Unterredung keinen Zeugen hatte. Die ältere Dame war bekannt wegen der Feinheit ihres Geiſtes, aber auch wegen der Schärfe ihres Urtheils; zugleich genoß ſie eines in jeder Beziehung untadelhaften Rufes. Sie war eine Dame, die den

höhern Ständen angehörte, und früher ein Haus gemacht hatte, das zu den beſuchteſten und beliebteſten der Hauptſtadt gezählt wurde. Jetzt hatte ſie ſich zurückgezogen, und man ſah ſie ſelten, und nur dann, wenn ſie ihre zwei Nichten in die Salons führte. Es konnte Jedermann der alten Dame anſehen, daß ſie einſt ſehr ſchön geweſen war; ſie hatte noch Züge von Lieblichkeit und lächelnder Grazie aufzuweiſen, die gleichſam Sonnenſtrahlen über die alternden Formen ausgoſſen. In ihren Augen tauchte manchmal eine unnachahmliche Schalkheit auf, eine Schalkheit, die einen ſolchen Reiz auf den Zuhörer ausübte, daß er in dem Augenblick nicht beachtete, wie die Zunge eben eine kleine Bosheit über die Lippen gleiten ließ. Dieſe köſtliche alte Dame war das Juwel in dem Schatzkäſtchen der Unterhaltung bei kleinen Zuſammenkünften nach alter Mode. Es gehörte aber dazu, daß ſie „Freunde" um ſich ſah; für Fremde, namentlich für eine gewiſſe modiſche Gattung unciviliſirter Ungethüme, gab dieſe Sanitätsquelle der Laune keinen Tropfen her.

Es hatte ſich wie gewöhnlich eine lange Reihe von Müttern und Tanten gebildet, die nach und nach in Vergeſſenheit gerathen, hier und da von einem Florſhawl einer vorüberwirbelnden Tänzerin überſchattet, allmälig in einen ſanften Schlummer gefallen waren, der, wie der Schlaf der Gerechten, von keiner Unbill des Lebens mehr angefochten wurde. So ſchlummerten dieſe Glücklichen dem Souper entgegen. Ich hatte dieſe Leidträgerinnen im Dienſte der Welt lange beobachtet und den Zeitpunkt bemerkt, wo eine jede dieſer ſtolzen Pyramiden von Sammet, Spitzen und Blumen in ſich zuſammen ſtürzte und ihr Haupt in den Niederungen barg. Eine Dame jedoch ſaß abgeſondert von dieſer Sicherheitscohorte, und ſchien ſich die Anwandlungen des Schlummers dadurch zu vertreiben, daß ſie ſich von den loſe herumtreibenden Schmetterlingen dieſer verjährten Flora bald dieſen, bald jenen alten Nachtfalter heranwinkte. Für einen Augenblick ſaß auch ſie unbeſchäftigt da, doch es dauerte nicht lange, ſo geſellte ſich eine junge blühende, in ihrem ge-

ſchmackvollen Putz beſonders anziehend ausſehende Dame zu ihr, der man es nicht anſah, daß ſie bereits Mutter erwachſener Söhne war, von denen der Eine ſich in dem Tanzſaal befand, jedoch ohne zu tanzen.

Die Jüngere. Ah, meine theuere Gräfin, ſieht man Sie endlich einmal wieder! In der That Sie haben eine lange Pauſe gemacht. Iſt es erlaubt den Platz neben Ihnen einzunehmen?

Die Aeltere. Kommen Sie, vertreiben Sie mir etwas die Zeit. Ich habe meinen Wagen erſt in einer Stunde beſtellt, und muß wohl oder übel auf dem Poſten ausharren.

Die Jüngere. In einer Stunde! Das iſt zu ſpät. Der Ball wird ſicherlich in einer halben Stunde bereits ſein Ende erreicht haben.

Die Aeltere. Wie? ohne Souper?

Die Jüngere. Man geht an die Büffets.

Die Aeltere. Ach was! In meinem Alter geht man nicht, ſondern man ſitzt und läßt ſich ſerviren. Was iſt das für eine abgeſchmackte Neuerung, daß man gleichſam wie das Thier auf dem Felde an die Krippe getrieben wird,

und ſich ſein mageres Butterbrötchen durch das Gedränge der Degen, Fächer und Reifröcke erkämpfen muß. Zu meiner Zeit ließ man ſich zu Tiſche führen, und blieb daran wenigſtens eine Stunde ſitzen. Alsdann hatte man Kräfte geſammelt, dem Tanz der Jugend noch bis an die Morgenſtunden zuzuſehen.

Die Jüngere. Das iſt jetzt Alles anders. Wer wird bis zum Morgen tanzen? Das wäre gegen alle Regeln der Geſundheit.

Die Aeltere. Mein Kind, man iſt nie geſünder als wenn man froh iſt. Das zimperliche Weſen und die ewige Kränklichkeit heutzutage kommt auch davon, weil man nicht mehr ſich des Lebens zu freuen verſteht. So wie Sie mich da ſitzen ſehen, meine Liebe, habe ich auf allen Bällen meinen Mann geſtanden, und verließ nie den Saal vor dem Kehraus; oft tanzte ich noch ſogar den „Großvater" mit. Und dem Himmel ſei Dank, ich zähle bald achtzig Jahre, und man hat mich nie klagen hören.

Die Jüngere (zerſtreut). Ja, ja, ſo geht's!

Die Aeltere. Was iſt Ihnen? Welchen

Gegenſtand verfolgen Sie ſo angelegentlich mit Ihrer Lorgnette. Naht ſich uns vielleicht ein Courmacher?

Die Jüngere (ſehr ernſt). Nein; dergleichen kenne ich nicht. Der Gegenſtand meiner Neugierde iſt mein Sohn Conſtantin. Es kam mir eben vor als näherte er ſich einer Dame, um ſie zum Tanze aufzufordern.

Die Aeltere. Was iſt daran ſo Auffälliges?

Die Jüngere. O wenn Sie Conſtantin kennten!

Die Aeltere. Ich habe nicht die Ehre; aber was wird er anderes ſein, als andere junge Leute!

Die Jüngere. Er haßt den Tanz. Ich habe die größte Mühe gehabt, ihn überhaupt zum Erſcheinen in einem Ballſaal zu bewegen.

Die Aeltere. So hätten Sie ihn zu Hauſe laſſen ſollen. Kranke Leute ſoll man nicht auffordern auszugehen.

Die Jüngere. Krank? Er iſt nicht krank? Er iſt die Geſundheit ſelbſt. Aber ſein Charak-

ter iſt ſo ernſt, daß er es unter ſeiner Würde findet, ſich dem leeren Treiben, wie er's nennt, hinzugeben. Viel lieber ſäße er mit ſeinen Freunden zuſammen und politiſirte.

Die Aeltere. Ach — das nenne ich krank. Achtzehn Jahre alt ſein, und ſtatt hübſche Mädchen, Muſik, Lichter, frohe Gelage aufzuſuchen, ſich um Dinge bekümmern, die Einen fürs Erſte nichts angehen — das nenne ich krank. Das nehmen Sie mir nicht übel. Zu meiner Zeit hätte man das ſogar verrückt genannt. Sie müſſen Ihren kleinen Hypochonder von Zeit zu Zeit etwas an die friſche Luft ſetzen, vielleicht hilft das.

Die Jüngere (ſeufzt und ſieht weg).

Die Aeltere (den Blick in das Nebenzimmer richtend). Bemerken Sie, Liebe, wie ſich die zwei jungen Flegel dort betragen; ich betrachte ſie ſchon ſeit einem Viertelſtündchen und ärgere mich an ihnen. Wozu ſie eigentlich hierher gekommen, begreife ich nicht, denn abgeſehen davon, daß manches junge Mädchen unaufgefordert daſitzt und auf einen Tänzer wartet, ſcheinen ſie

auch in anderer Beziehung nicht zu ahnen, weshalb man ſie eingeladen hat. Iſt das ein Betragen! Der Eine ſitzt auf dem Sopha, während eine Dame vor ihm ſteht, der Andere wälzt ſich auf dem Stuhle in einer Weiſe, wie ich es ſelbſt in meinem Bedientenzimmer nicht ſehen würde, wenn ich unerwartet hineinträte. Am widerwärtigſten iſt mir jedoch jener junge Mann mit dem eingeklemmten Glaſe, das ſeinem magern bärtigen, häßlichen Geſichte vollends einen affenähnlichen Ausdruck gibt, der ſich mit zwei Damen unterhält. Er iſt zugleich kalt, frech und ungenirt. Ich bedaure die armen Damen, die ſich in dieſer Form den Hof machen laſſen; ich meinestheils würde dem Patron hübſch den Rücken drehen. Iſt das die Art mit jungen Damen aus der Geſellſchaft zu ſprechen. Aber freilich, wo lernen die jungen Männer heutzutage das Courmachen.

Die Jüngere. Du lieber Himmel, müſſen ſie denn das lernen?

Die Aeltere. Ja, mein Kind, das müſſen ſie. Es iſt dies eine Kunſt, die vollkommen

erlernt werden muß. Zum Courmachen gehört, daß ein junger Mann ſich um die Gunſt einer Dame bewerbe.

Die Jüngere. Ach — Sie meinen um die Hand der Dame anhalten.

Die Aeltere. Nein, das meine ich nicht. Von einer beabſichtigten Ehe iſt hier gar nicht die Rede.

Die Jüngere. Alsdann finde ich es unmoraliſch. Unſere jetzigen jungen Herren denken zu ernſt und zu ſittlich über dieſen Punkt, um irgend einer Frivolität, wie ſie früher wol geherrſcht haben mag, Raum zu geben.

Die Aeltere. Das iſt zum Lachen. Aus Sittlichkeitsgründen glauben Sie, theuere Freundin, daß jene Flegel dort ſich von den jungen Damen fern halten? Nein — nein! da hab' ich auch ein Bischen Kenntniß von dem heutigen jungen Männergeſchlecht. Sie ſind zu bequem und verſtehen es auch nicht mehr, anſtändigen Frauen zu gefallen. Eine Eroberung, die mit der Cigarre im Munde und im Schlafrocke gemacht werden kann, dazu geben ſie ſich allenfalls her,

und eine Beute, die ihnen aufs Zimmer kommt, nehmen sie allergnädigst in Empfang; weiter gehen ihre Anstrengungen nicht.

Die Jüngere. Es wäre traurig, wenn es so wäre.

Die Aeltere. Es ist so. Darum sprechen sie mir nicht von Sittlichkeit; die heutige junge Männerwelt ist sittenlos, und roh zugleich, während die frühere — ich gebe es zu, auch nicht eben sittenrein, aber dabei anstandsvoll, gebildet und liebenswerth war.

Die Jüngere. Ich glaube, die Männer haben nie viel getaugt; besonders die jungen.

Die Aeltere. Ach — und sie gewähren uns doch hier und da so unendliches Vergnügen — diese Schändlichen! (Dieses sprach die Matrone mit einem Ausdruck, der zwischen Schalkhaftigkeit und zärtlicher Schwärmerei die Mitte hielt, und sie unbeschreiblich reizend kleidete. Sie wurde in diesem Augenblicke wieder achtzehn Jahre alt).

Die Jüngere. Was ist zu thun, als sie zu nehmen wie sie sind.

Die Aeltere. Nein, wir müssen ernstlich

daran gehen, ſie zu erziehen. Für jetzt ſind ſie ganz und gar verwildert. Sie werden nicht wollen, aber ſie werden müſſen. Zuerſt wird es an dem noch grünen Holze probirt. Wir Frauen, und beſonders wir Mütter müſſen zuſammenhalten. Zuvörderſt muß ein erbitterter Krieg allen Tabagien, Clubs, Kaffeehäuſern erklärt werden, wo die jungen Männer ſich von uns abſondern, und unter Hunden, Pferden und leichtfertigen Dirnen vegetiren. Keine Mutter darf es ihrem Sohne, keine Geliebte es ihrem Bräutigam geſtatten, ſich dort anzuſiedeln. Alſobald würden ſich diejenigen Männer, die ihren Ruhm darin ſuchen, der gebildeten und anſtändigen zu Welt trotzen, ſich vereinſamt finden, und ſoweit ich das eitle und hochmüthige Geſchlecht kenne, würde es nicht lange dulden, ſich gleichſam im Bann zu ſehen. Haben wir aber unſere Flüchtlinge erſt wieder in unſerm Bereich, das heißt wieder im Salon, ſo gehen wir nun vollends an ihre Erziehung. Wir zeigen ihnen, daß eine geiſtreiche und ſchöne Frau unendlich viel Mittel hat, einen Mann zu feſſeln,

und daß in einem mehr oder weniger intimen Umgange mit einer ſolchen Frau Genüſſe erworben werden können, die alle Freuden eines ungebundenen und wilden Lebens überwiegen. Aus dieſer Schule, zeigen wir unſern Schülern, ſind die größten Staatsmänner, die tapferſten Helden, die feinſten Gelehrten hervorgegangen. Aber freilich die Courmacherei muß als Kunſt betrieben werden.

Die Jüngere. Dies Geſpräch iſt wirklich amüſant. Was verſtehen Sie unter dieſer Behauptung?

Die Aeltere. Daß eine Kunſt erlernt ſein will. Nichts iſt übler als ein gewiſſer Dilettantismus in der Kunſt zu gefallen, und ganz ſchlimm ſind die ſogenannten Naturaliſten, ſie fallen gleich mit einer wahren, offenherzigen Neigung ins Haus, und Niemand will die, wo es nur darauf ankommt, zwei oder drei Stunden eines Abends angenehm hinzubringen.

Die Jüngere. Alſo die Courmacherei wäre nie Herzensſache?

Die Aeltere. Gewiß nicht. Wo das Herz

ſich einmiſcht, da hört die Kunſt auf. Es ſoll aber Kunſt bleiben. Die Courmacherei iſt eine Kunſt den Frauen zu gefallen. Es müſſen demnach vom jungen Manne alle die Mittel und Wege erlernt werden, die dahin führen ſich den Frauen angenehm, unentbehrlich zu machen. Aus ſich ſelbſt gelangt Niemand dahin, oder er fällt auf die unrechten, falſchen Mittel und Wege. Um zu wiſſen, was den Frauen gefällt, muß man die Frauen ſtudiren, man muß ihre guten, wie ihre ſchlimmen Eigenſchaften — wenigſtens oberflächlich kennen. Dieſes Studium iſt nicht ſo ſchwer wie es ſcheint. Wir Frauen — aus Eitelkeit und Selbſtgenügen — geben Dem, der ſich angelegentlich mit uns beſchäftigt — zahlloſe Blößen, die einen raſchen Einblick in unſer Inneres geſtatten, auch ſogar Dem, deſſen Sache eben der Scharfſinn und die Beobachtungsgabe nicht ſind. Hier iſt nun das ganze Geheimniß. Die Kunſt der Courmacherei ſoll uns lehren, die Geſchlechter in dem Umkreis der gebildeten Geſelligkeit wieder zuſammen zu führen, und zwar durch das Mittel,

daß ſie wieder anfangen ſich gegenſeitig miteinander zu beſchäftigen. Ein junger Mann, dem es gelungen iſt mit einer edlen Frauennatur zu intimiſiren, iſt auf ſeine Lebenszeit dem rohen und verwilderten Leben entrückt.

Die Jüngere. Ich fange an zu begreifen, theure Gräfin, daß Sie Recht haben können. Wir leben in einem troſtloſen Zuſtande der Geſellſchaft. Bemerken Sie dort die junge Baronin! Sie iſt ſchön, ſie iſt geiſtvoll, ſie iſt von guter Familie — aber glauben Sie, daß ſich auch nur Einer unſerer jungen Männer ihr während des ganzen Abends genähert hat?

Die Aeltere. Weil ſie jene Sorte frecher und nonchalanter Annäherung, von der ich vorhin ein Beiſpiel zeigte, nicht duldet; und ſie hat ganz Recht.

Die Jüngere. Alsdann bleibt ſie eben unbeachtet.

Die Aeltere. Sei es. Lieber unbeachtet bleiben als ſich etwas vergeben, indem man nachläſſig hingeworfene Artigkeiten ſchnell und dankbar aufließt. Einige Unglückliche unſers Geſchlechts

gehen noch weiter; um nur nicht verlaſſen zu erſcheinen, laufen ſie dieſen rohen Stalljungen nach und reizen ſie dadurch zu noch gehäſſigerm Uebermuth. Auch davon hab' ich Beiſpiele beobachtet.

Die Jüngere. Unſere jungen Damen ſind in einer üblen Lage. Wenn ſie nicht frech oder roh wollen behandelt ſein, ſo ſind ſie auf ihr eigenes Geſchlecht angewieſen und deshalb ſehen wir bei jeder Geſellſchaft Das, was einen Rock trägt, ſich ſogleich ſcheiden von Dem, was einen Frack anhat. Und ſo bleiben die Gruppen für den ganzen Abend getrennt.

Die Aeltere. Wir wollen nur auch gerecht ſein, meine Liebe. Wir ſind jetzt unter uns. Unſere jungen Frauen und Mädchen tragen auch in Etwas die Schuld. Sie ſind zu abweiſend, zu kühl und erſchweren auch dem beſſer Geſinnten und Erzogenen unter den Männern jede Annäherung. Auch von den Frauen muß ein Schritt entgegen gethan werden, aber freilich jetzt noch nicht. Zuerſt müſſen wir die Männer völlig gedemüthigt zu unſern Füßen

ſehen. Alsdann werden wir unſer Betragen auch zu ändern haben.

Die Jüngere. In der That?

Die Aeltere. Ganz ohne Zweifel. Fürs Erſte jetzt keine Art von Entgegenkommen. Wir ſind in unſerm guten Rechte; die Männer müſſen uns aufſuchen — aber wenn ſie wieder anfangen es zu thun — ſo müſſen wir uns auch finden laſſen. Es gibt eine Weiſe die Tugend zu üben, die die Verehrer der wahren echten Tugend meilenweit von uns zurückſchreckt. Die Dragons de Vertu ſind in unſern Tagen ſo recht an der Tagesordnung: Frauen, die jedes heitere Wort, jeder anmuthige und belebte Scherz beleidigt und in eine tugendhafte Entrüſtung verſetzt, die in jeder etwas freien Anſpielung ein Attentat auf ihre Würde ſehen — dieſe unglückſeligen Geſchöpfe ſind recht eigentlich Schuld daran, wenn das Männergeſchlecht einen nicht zu bezwingenden Abſcheu faßt gegen den Verkehr mit dieſen „anſtändigen" Frauen. Und in der That, es gibt kein demüthigenderes Bewußtſein für uns Frauen, als unſere Würde in der Ein-

haltung ſolcher Polizeibarricade zu ſehen. Eine Frau, die die Tugend als Tugend, nicht blos als Prämie, die die öffentliche Meinung austheilt, verehrt, die die Sittenreinheit im Herzen, nicht als Toilettengegenſtand auf der Toilette hat, kann unendlich viel Dinge ſagen und thun, ohne daß ihr dies im mindeſten Eintrag thun wird in dem Urtheil der gebildeten Männer und edlen Frauen. Aber hiervon haben unſere jetzigen jungen Frauen auch nicht die leiſeſte Ahnung. Eine Frau muß ebenſo die Männer ſtudiren, wie der Mann die Frauen, und die gewöhnliche Anzahl unſerer Herrn Gebietiger macht uns auch ihrerſeits das Studium ſehr leicht. Eine liebenswürdige Frau von Welt, wenigſtens eine ſolche wie man ſie zu meiner Zeit ſah, hat nun nichts Eifrigeres zu thun als einem Manne und nicht einem, ſondern auch mehrern Männern, auf eine feine Weiſe zu ſchmeicheln, das heißt ſich ihrer Liebhabereien, Geiſtesmarotten und Schwächen zu bemächtigen, um ſie auf dieſe Weiſe an ihren Triumphwagen zu ſpannen.

Mit einem Worte, wir Frauen müſſen dienen um zu herrſchen.

Die Jüngere. Aber geht dabei nicht die eigentliche Wahrheit verloren?

Die Aeltere. Mit der eigentlichen Wahrheit iſt nichts anzufangen, das ſehen wir jetzt. Es kommt keine Geſelligkeit in der Welt zu Stande, ohne daß gegenſeitig Opfer gebracht werden. Unſere jetzige junge Welt will aber ihren Egoismus, ihre Bequemlichkeitsliebe, ihre Roheit nicht opfern, und nennt es wahr ſein, wenn ſie nichts weiter iſt als ungezogen. Unſer ganzes geſelliges Umgangsſyſtem beruht auf jener „feinen Heuchelei", die wir die gute Sitte nennen. Sie erſetzt Das was die natürliche, angeborene Güte eigentlich thun ſoll; denn, wenn wir wirklich die Menſchen liebten und in der That uns aus gutem Herzen angelegen ſein ließen, ihnen angenehme und vergnügte Stunden zu verſchaffen, ſo bedürfte es gar nicht einer „Kunſt" der Geſelligkeit. Da aber bekanntermaßen jene natürliche Güte, die Höflichkeit des Herzens unter tauſend Fällen nur einmal ge-

funden und in Anwendung gebracht wird, so muß die „Kunst" ersetzen und deshalb ist es ein unerläßliches Gebot für jede Geselligkeit, Das zu verbergen, was man empfindet, wenn es zeigen einen misfälligen Eindruck hervorbringen könnte, und Das zu zeigen, was wir nicht empfinden, wenn wir durch diese vorgelegte Maske das Vergnügen und Wohlbefinden der Menschen, mit denen wir in Gesellschaft verkehren, hervorrufen. — —

Ich will den Schluß dieses Gesprächs nicht weiter berühren; er enthielt einige hergebrachte Phrasen, mit denen die Damen voneinander schieden. Ich kann es aber nicht leugnen, daß das Bild der ältern Dame mir weit länger im Gedächtniß blieb als das der jüngern; obgleich diese hübsch, elegant, nach der herrschenden Mode und Jene nahe an achtzig Jahre und völlig aus der Mode gekommen war.

Der Hof und die Gesellschaft.

Als ich den Hof zum letztenmale sah, war dies kurz vor den Ereignissen des Jahres 1848 und es herrschte daselbst jener Luxus und jene Prachtliebe, die, wie man allgemein behauptet, die Geschmacksrichtung Friedrich Wilhelm's IV. bezeichnen. Sicherlich hat der preußische Hof, seit den Tagen des ersten Königs und Friedrich Wilhelm's II. keine prachtvollere Feste gesehen, als die waren, welche man in der eben bezeichneten Zeit sah; denn die unruhige, durch ewige Kriege unterbrochene Hofhaltung Friedrich des Großen, alsdann die sparsame und einfache des dritten Friedrich Wilhelm hatten der Hauptstadt keine Gelegenheit gegeben den Lüstre und den Strahlenglanz, den der preußische Adler von sich zu werfen im Stande ist, wenn er die ganze Majestät seiner Erscheinung kund gibt, zu be-

wundern. Friedrich Wilhelm IV. rief zuerſt wieder den Gott des Reichthums an ſeinen Thron und gab ihm Gelegenheit die Räume einer Königswohnung zu vergolden, die lange Zeit dieſes blendenden Schimmers entbehrt hatten. Zwei bis drei Maskenbälle ſind mir erinnerlich, wo glänzende und koſtbare Coſtüme mit einem gewählten Geſchmack wetteiferten. Der Adel der Provinzen ſendete ſeine Söhne an den Hof, um ſie die goldene Toga der Imperatoren, das Tigerfell barbariſcher Häuptlinge oder die Goldrüſtung der Helden von Jeruſalem anlegen zu laſſen. Man ſah die ehrwürdige Geſtalt Dante's und Petrarca's an dem Ufer der Spree erſcheinen, um ihre Lorbeerkränze in den Hallen eines der Abkömmlinge jener deutſchen Fürſten zu zeigen, die über die Alpen zogen, um die Myrthenhaine des Arno, die ſieben Hügel der göttlichen Stadt mit ihren Barbarenhorden zu überziehen. Man erblickte den Zauberer Merlin, der aus ſeinem Grabe im Ardenner Walde kam, um gefällig die Stanzen eines langen, erklärenden Gedichts herzuſagen, das ſich zur Aufgabe geſtellt hatte

die Befreiung Jeruſalems in ſieben Bildern von der Hand des Meiſters Cornelius geſchaffen, herzuſagen. Aber ſchon damals war die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte. Die Geſelligkeit hatte ihren Zauber verloren; die Pracht ließ kalt, man ging auseinander und Jedermann geſtand ſich, daß er nicht froh, nicht befriedigt geweſen. Es lag ein Miasma in der Luft. Man erzählte ſich, „damals" ſei man froh geweſen; dieſes Damals datirte ſich bei Einigen um fünf, bei Andern um zehn und zwanzig Jahre zurück. Allein die Pracht war etwas Poſitives. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammetroben, der koſtbaren Uniformen und Decorationen konnte man ſich nicht wegleugnen, und obgleich man geheim zu Hauſe nachrechnete, was dieſe Pracht koſtete — denn der Adel iſt nicht reich in Preußen —, ſo war man doch fürs Erſte zufrieden, daß dieſe Pracht da war, und daß ſie imponirte. Man ſah durch dieſe prunkenden Säle, durch dieſe gedrängte Menge in Gold- und Silberſtoffen, durch dieſe blendenden Masken den König eilen, in dem einfachen

ſchwarzen Spitzenmantel, mit der nie fehlenden Lorgnette vor dem Auge, freundlich grüßend, heiter ſprechend und man fühlte ſich doppelt beruhigt, denn man nahm an, daß auch er an dieſem Lichterglanz, an dieſem Farben- und Gewänderſchimmer ſeine Freude habe.

Jetzt ſind drei düſtere Jahre vorübergegangen; das Rauſchen der Flügel dieſer abwärts ziehenden dämoniſchen Geſtalten hört man noch in den Lüften. Von neuem erſtehen die Höfe und von neuem gibt es Hoffeſte. Ich habe in Wien, im vergangenen Jahre die erſten neuen glänzenden Feſte geſehen, ich ſah ſie in dieſem Jahre zum erſtenmale wieder in Berlin. Welche Beobachtungen laſſen ſich beim Anblick dieſer wiedergeborenen Luſtbarkeiten machen. Zuvörderſt dieſe, daß es — und das wird uns Jedermann gerne glauben — keine eigentlichen Luſtbarkeiten waren. Wer möchte wol im Ernſte daran denken, jetzt ſich beluſtigen zu wollen! Es wäre eine Grille, ſo phantaſtiſchen Urſprungs, wie nur irgend eine, die einem Märchen aus tauſend und Einer Nacht das Daſein gegeben. Das

Einzige was man thun kann iſt, auf die paar Stunden, wo man ſich geputzt und lächelnd wiederſieht, deutlich den Willen auszudrücken, daß man vergeſſen *will*. In Wien ſagte mir eine hochgeſtellte Perſon, indem ſie auf den Glanz des Feſtes, auf den wirbelnden Tanz und die ſchwelgeriſch beſetzten Tafeln zeigte: „Sie ſehen, es iſt nichts geſchehen! Es iſt das alte, heitere Wien!" Wenn die Wiener Ariſtokratie mit der ganzen Wucht ihres Glanzes und ihrer Reichthümer ſich auf die Schwingungen der Zeit wirft, ſo kann ſie auf Momente allerdings die Dinge völlig in ihre alte Form bringen und jenen Worten Wahrheit verleihen. In Berlin iſt dies ein Anderes. Die Partei, die die Reſtauration zu repräſentiren hat, iſt vielleicht an gutem Willen nicht minder bereit, an äußern Mitteln aber lange nicht ſo ergiebig ausgeſtattet.

Ueber die Perſon des Königs iſt bereits außerordentlich viel geſagt worden. Da er übrigens viel herumreiſt, ſich oft öffentlich zeigt, ſo iſt Jedem aus eigener Anſchauung ein Bild gegeben. Ein Anderes iſt's mit dem jungen

Kaiſer von Oeſtreich, von deſſen äußerer Erſcheinung und Auftreten ich daher dem Leſer, beſonders dem norddeutſchen, eine detaillirte Anſchauung geben mußte. Die perſönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die Grazie ſeiner Unterhaltungsgabe, die Milde ſeines Urtheils und der nicht kauſtiſche, ſondern heiter hinſpielende Witz ſeines intimern Geſprächs ſind bekannt. Er ſpricht gern mit Dichtern und Künſtlern, dennoch ziehen weder die Literatur noch die Kunſt nachhaltige Früchte von dieſem fürſtlichen Hinneigen zu ihren Sphären. Dieſes näher zu erörtern liegt nicht in der Aufgabe dieſer Blätter. Sein Geſchmack iſt zu hingleitend um belebend zu ſein; wenn ein Künſtler glaubt ſeinen erhabenen Protector im Mittelalter Poſto faſſen zu ſehen, ſo iſt dieſer indeſſen mehre Jahrhunderte weiter; kommt man hier ihm nah, ſo zieht er ſich gleichſam neckend in das alte Griechenthum zurück. Abwechſelnd haben wir ihn die moderne Erſcheinung der Mademoiſelle Rachel und die altclaſſiſche Antigone, die phantaſtiſch-ſcurrile Misgeburt, den Geſtiefelten Kater und dann wieder ein Stück der

Madame Birch-Pfeiffer mit ſeinem erhabenen Lobe verſchwenderiſch ausſtatten hören. Die lyriſchen Dichter vollends wiſſen nicht wie ſie ſich zu verhalten haben; nur die Baukunſt findet, daß ſie ſo ziemlich daſſelbe Coſtüm beibehalten darf, wenn ſie ihre Aufwartung bei Hofe macht. Man ſagt, wenn es dem Schickſal gefallen hätte ruhige Decennien aus ſeiner Urne zu ſchütten, der König ſeine Gunſt erfolgreich und bleibend den Wiſſenſchaften und den Künſten zugewendet hätte. So wie die Sachen jetzt ſtehen, muß ein Dichter, ein Autor, ein Künſtler von Ruf ſich ſehr lange bedenken ehe er Berlin zu ſeinem bleibenden Aufenthalte wählt. Ein Talent verſplittert ſich hier, ein großer Name wird hier klein, ein Genie läuft ſich wund, indem es um tauſend ſcharfe Ecken biegen und in unendlich vielen Beziehungen ohne einigenden Mittelpunkt ſich verwickelt ſehen muß. Das große, volle, ruhige, belebend gütige Auge, das über Alle wacht, fehlt. Eher möchte man dem modernen Berlin die Fähigkeit zutrauen, Charaktere auszubilden; Talente verkümmern.

Der Hof von Berlin bildet wenn nicht ein glänzenderes, doch ein belebteres und bunteres Gemiſch als der Hof von Wien; ſchon aus dem Grunde, weil hier einer großen Anzahl von Perſonen der Zutritt geſtattet iſt, dem er dort verſagt wird. Der Wiener Hof gibt demnach ein impoſanteres, der Berliner ein intereſſanteres Gemälde. Der Wiener Hof mit ſeinem jungen Kaiſer, ſeinen jungen Erzherzögen, ſeinem blühenden Flor von Schönheiten macht einen ungleich einſchmeichelndern Eindruck auf den Beſchauer als es der Schauplatz eines Hofes machen kann, wo der Fürſt weder die Schönheit der Frauen noch die Jugend der Männer in ſeine Nähe zu rufen einen Antrieb fühlt. Dieſe beiden ſind jedoch die wahren Lichter der Höfe, ſind es immer geweſen, werden es immer bleiben; denn ohne ſie geben die fürſtlichen Säle nur den Boden her, wo höchſt achtbare Anciennetäten nach dem ewig gleichbleibenden Takte langweiliger Ceremonie ſich reſpectvoll herumbewegen. Der König von Preußen iſt ſelbſt zu geiſtvoll, um nicht Luſt zu haben ſeiner

Umgebung einen kleinen Zusatz unhöfischen Elements zu geben, er thut dies, indem er die Träger der Wissenschaft und Kunst an seinen Hof heranzieht. Man sieht daher diese Herren in ihren schwarzen Fracks und weißen Halsbinden erscheinen und sich im Gefolge der Deputirten aufstellen. In diese Region der schmucklosen Gestalten sieht man den König sich oft begeben und im Gespräch verweilen, von den forschenden Augen seiner Minister begleitet. Die „suchende Lorgnette" ist ein magnetischer Strahl für das ganze umhergruppirte Hoftableau; jedesmal wenn diese zwei kleinen Gläser ihre Richtung verändern, glaubt man, sie seien auf uns gerichtet und man macht sich bereit eine jener schnell hingeworfenen und oft schwer zu beantwortenden Fragen zu hören, die der fürstliche Mund an seinen Zuhörer zu richten pflegt. Diese Fragen sind nicht selten die Schrecken der Heroen der Wissenschaft und der Diplomatie, denn sie werden plötzlich dem Manne, für den sie bestimmt sind, über Tafel zugeworfen und sind mit einer fast neckischen Feinheit so eingerichtet, daß sie

ein kleines Examen rigorosum für ſich enthalten. Alsdann muß geantwortet werden à tout prix, wahr oder falſch, nur kein Stocken, kein langes Beſinnen. Der König liebt raſche Erwiderungen. Man erzählt, daß er einſt bei Tafel Herrn von Humboldt etwas fragte, worauf, da die Antwort auf ſich warten ließ, Herr von Radowitz, der neben dem berühmten Gelehrten ſaß, den Aufſchluß ertheilte. Er war aber der unrichtige. Am andern Morgen läßt ſich Herr von Humboldt im Kabinet des Königs melden und tritt mit einer Anzahl Folianten unterm Arme ein, um aus dieſen zu beweiſen, daß jene Antwort, die die ſeinige ihm vor den Lippen abgeſchnitten habe, Irrthümer enthalte. Des Königs Wißbegierde war aber bereits befriedigt; er lachte und die Folianten blieben unaufgeblättert.

Obgleich der König keine einzige Richtung der Literatur entſchieden begünſtigt, ſodaß man ſagen kann, dahin wendet ſich ſein Geſchmack, eine ſolche Poeſie, ein ſolcher Roman hat auf ſeinen Beifall zu rechnen, ſo läßt er ſich doch hier und da ein eben in Mode kommendes Werk in den

kleinen Abendkreiſen, wo er ſich mit der Königin und einigen vertrauten Männern und Frauen ſeiner Umgebung allein befindet, vorleſen; dieſes Vorleſen muß aber gefällig dem Geſpräch Platz machen, wo dieſes aufzutauchen Luſt hat. Die rigoroſe Pedanterei, mit der Ludwig Tieck aus dem Vorleſen eine Art Cultus macht, wo ſchweigende, in tiefes Staunen über die Kunſt ihres Prieſters verſunkene Braminen die Zuhörer bilden, hat den König, wie man verſichert, dazu beſtimmt früher einen andern Vorleſer zu wählen, noch lange bevor das zunehmende Alter und die äußere Unbehülflichkeit dem Dichter das Erſcheinen bei Hofe unmöglich machten. Von den vorgeleſenen Werken, dem Beifall oder dem Misfallen, das ſie erregt, verlautet jedoch niemals etwas im Publicum. Während des Vorleſens zeichnet der König öfters kleine architektoniſche Skizzen. Man ſieht aus allen dieſen kleinen Anordnungen, daß ihm jeder Zwang läſtig iſt, dennoch legt er ſich oft den größten auf, indem er weitläufige und oft wiederholte Reiſen macht, die eine unausgeſetzte Repräſentation und eine

perſönliche Schauſtellung erheiſchen. Dies trifft jedoch wieder mit ſeiner Vorliebe Reden zu halten und ſeine Perſon wirken zu laſſen zuſammen. Der verſtorbene König hegte bekanntlich einen Widerwillen gegen jedes öffentliche Auftreten und er beſchränkte ein ſolches, wenn es nicht konnte vermieden werden, auf das kürzeſte Zeitmaß und ſetzte es herab auf die einfachſten Formen. Was das Aeußere des Königs betrifft, ſo ſtört das immer mehr ſchwindende Haar einigermaßen das Gleichmaß der Züge, indem es der Stirne eine allzu große Ausdehnung verleiht; auch entwöhnt man ſich nach und nach dem Strahl und dem Lichtblick des Auges zu begegnen, da die ſtets vorgeſchobene Lorgnette ein Hinderniß hergibt; zugleich verdeckt die Hand, die das Glas hält, einen Theil und zwar einen ſehr weſentlichen der Geſichtszüge; es ſind die Züge um den Mund, die beim Könige charakteriſtiſch voll Lieblichkeit und Milde ſind. Wenn der König das Band eines Ordens umlegt, ſo iſt es bezeichnend, daß er dieſes Band braucht, um ſeinen Arm und ſeine Hand bequem hinein-

zubetten, der andere Arm handhabt alsdann den Federhut oder den etwas unbequem zu haltenden prachtvollen Silberhelm des Regiments Garde du Corps. Wenn der König, was jedoch selten geſchieht, den ſchwarzen Frack anlegt, ſo iſt's als wenn eine völlig andere Perſönlichkeit vor Einem ſtände; es gibt Perſonen, die ihn gerade in dieſer Tracht vorzugsweiſe gern begrüßen und es iſt nicht zu leugnen, daß die enge Umgrenzung des militäriſchen Rockes, der ſteife Prunk der Epaulettes und die Starrheit der Linien der Bordüren und Stickereien der Perſönlichkeit einer Erſcheinung wie die des Königs vielleicht am wenigſten zuſagt. Die Uniformen, wie ſie zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. getragen wurden, möchten vielleicht eine viel paſſendere Anwendung für den gegebenen Fall darbieten, als die jetzige militäriſche Mode es zu thun im Stande iſt.

Unter den Prinzen des königlichen Hauſes befindet ſich kein Einziger, der ſich zur Aufgabe geſtellt hätte, der Geſellſchaft Elemente von Intereſſe, Geiſt und Leben zuzuführen oder wo ſolche vorhanden, ſie zu pflegen oder in einem

Mittelpunkte zu vereinigen. Das wenige Leben und die völlige Intereſſeloſigkeit der Hofgeſellſchaft findet von hier aus keine Bekämpfung. Die wieder in ihre Ordnung zurückgeführten Verhältniſſe laſſen ſo ſehr wünſchen, daß die Geſellſchaft wieder gehoben werde und dies kann nur geſchehen, wenn ein vom Glück und ſeiner Stellung begünſtigter Beſchützer neue Schwunghaftigkeit und neuen Reiz ihr zuführte. Ein ſolcher Beſchützer würde vielleicht zu finden ſein in der Perſon eines geiſtvollen Prinzen, der genugſam weit ab vom Throne ſteht, um ſich nicht allzu ſtrenge an die eben zu verhandelnden politiſchen Fragen halten und daher um ſo freier literariſch und geſellig zu Werke gehen zu dürfen. Wer das Glück gehabt hat ſeiner Perſönlichkeit nahe zu kommen, weiß das feine Eingehen, das milde Verſtändniß, überhaupt die Beachtung geiſtiger, künſtleriſcher Production zu ſchätzen, die dem Geiſte dieſes Fürſten inne wohnt. Wer den preußiſchen Hof kennt, wird wiſſen wer gemeint iſt. Unthunlich wäre es, einer andern Perſönlichkeit viel thätigen Einfluß für die geiſtige

Belebung der Gesellschaft zuzumuthen, sie wäre sicherlich im Stande und befähigt ihn auszuüben, doch steht sie der Politik zu nahe und diese würde direct oder indirect hemmend jedem ihrer Schritte in den Weg treten.

Was die Gesellschaft betrifft, so ist ihr Charakter in dem Obigen schon gegeben. Sie ist nicht wie in Wien eine selbständige, durch Reichthum und uralten Adel imposante, sondern eine kleine, sich völlig dem Hofe anschließende. Es gibt nur wenige Häuser, die für sich eine Coterie zusammenbilden und sich die Hofgesellschaft nennen; unter diesen Häusern sind ein paar von altem, unabhängigem Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen sind Hofchargen. Ueberwiegend im Körper der Gesellschaft zeigt sich die Beamtenwelt vertreten und bei Hoffesten ist sie es, die die Säle füllt, zugleich mit dem zahlreichen Offiziercorps und mit Hinzuziehung der Künstler- und Gelehrtenwelt. Dieses Zusammenströmen einer ganzen Staatsgliederung gibt, wie schon bemerkt, dem preußischen Hofe ein sehr eigenthümliches Ansehen,

doch ist es das moderne, das vielbeliebte jetzt und würde eher einem höhern Aufbau der Geselligkeit förderlich als nachtheilig sein, wenn nur Jemand da wäre, wie wir schon bemerkt haben, der den Acker bearbeitete, um ihm Früchte abzugewinnen. Unter dem alten Regime hatte man einen besondern Minister, der dem Fremden in Betreff der künstlerischen und literarischen Notabilitäten, die die Hauptstadt so glücklich war in ihren Räumen zu besitzen, die Honneurs machte, dem es gleichsam zu einer geheimen Clausel seines Ernennungsdecrets gemacht wurde, die höhere Geselligkeit zu fördern und einen Mittelpunkt für Alles was Geist, Geschmack und Leben forderte, zu bilden. Diese Aufgabe war nicht leicht, es war für einen solchen Gesellschafts-Intendanten erforderlich, daß er wie ein geschickter Theater-Intendant seine Bühne kannte und die Talente, die auf ihr zu agiren bestimmt waren, oft aus der Dunkelheit hervorsuchte, oft von weitem herbeizog. Dabei waren Schwierigkeiten zu besiegen. Die vorhandenen ersten Namen und Größen, die alten Renommée's

ſind gewöhnlich unter ſich in Zank begriffen und wollen demnach nicht auf einer gemeinſchaftlichen Bühne ſpielen, ſondern Jeder ſtrebt dahin ſeine eigene Bühne für ſich zu haben. Dieſem Gelüſte muß entgegengekämpft werden, und der Geſellſchafts-Intendant einer großen Stadt wie Berlin wird eine umfaſſende Thätigkeit zu entwickeln haben, aber er wird auch zugleich einen Kranz des Ruhms davontragen, wie er nur dem wahren Verdienſte ertheilt wird. Denn ein wahres Verdienſt iſt es unſtreitig, in einer Metropole der Intelligenz die Intelligenz ſo in Portionen zu ſchneiden und zu appretiren, daß für Jeden, der nach ihr verlangt, ein Biſſen zu gehöriger Zeit und unter gegebenen Bedingungen vorräthig ſei. Wie die Dinge jetzt ſtehen, hat Berlin wenig von ſeinen Berühmtheiten und die Berühmtheiten haben ihrerſeits wenig von Berlin.

Da wir uns eben bei dem Capitel der Berühmtheiten befinden, ſo wird es nicht ungehörig genannt werden können einigen derſelben mit dem Skizzirſtift nachzugehen. Vor Allen bemerken wir Eine in unmittelbarer Nähe des

Throns und dem Inhaber desſelben gleichſam vom Vater auf Sohn vererbt. Dieſer Gelehrte und Hofmann hat jetzt bereits ein langes Leben voll Glücksfälle und Triumphe hinter ſich und der Ruhm beeilt ſich ihm noch beim Schluſſe ſeiner Jahre und ſeiner Thätigkeit Beſuche abzuſtatten. Es iſt zu bewundern, wie ſich dieſe ehrwürdige Erſcheinung nicht die Ruhe ihres Arbeitscabinets gönnt, ſondern ſich unausgeſetzt und unermüdet ihren Verehrern zur Anſicht ſtellt. Bei jedem Hoffeſte iſt der Himalaya-Greis auf dem Parketboden zu finden, oft nur viel, nicht Vieles ſprechend. Von den vom König theuer erkauften Koſtbarkeiten der Poeſie und Kunſt ſind drei große Namen für die Geſellſchaft immer unſichtbar, der vierte aber zeigt ſich bei Hofe, während er ſich auf dem Katheder nicht zeigt. Die Wiſſenſchaft iſt ſo glücklich einen kleinen, lebhaften Vertreter in die Säle des Hofes und der Geſellſchaft abſenden zu können, der es verſteht auch außerhalb des Katheders für ſeine Muſe Gönner zu werben. Eine ſehr hochſtehende Berühmtheit iſt die bekannte militäriſche. Man

ſieht dieſe Illuſtration der Tagesgeſchichte immer in einer Erſcheinung ſich darſtellen, die die Elemente der Courtoiſie und der Heldenhaftigkeit des alten Ritterthums verbindet. Es iſt nicht zu leugnen, die weiße Uniform, die er trägt, hat ihre Candeur nicht einen Augenblick eingebüßt, ſolange ſie ſein Bruſt bedeckt, doch hat die Behauptung ebenfalls Recht, daß Das, was er gethan, jeder andere preußiſche Offizier ebenfalls gethan haben würde. Der militäriſch monarchiſche Geiſt und das Element der Bravour und Ehre geht durch die ganze Armee, wie ſelbſt ihre Feinde ihr bezeugt haben. Es iſt ein Glück für jeden Einzelnen, wenn ihm Momente zufallen, wie jene waren, die die oben bezeichnete Perſönlichkeit trafen. Die böſe Zunge ſagt, daß der ehrenwerthe General, ſeitdem ſein heldenmüthiges Schwert in der Scheide ruht, ſich in einen kleinen ruhmloſen Krieg mit der deutſchen Grammatik verwickelt befinde, auch wirft die öffentliche Stimme ihm vor, daß er eine allzu große Vorliebe für weißgekleidete Mädchen habe, die Gedichte überreichen. Die muſikaliſche Be-

rühmtheit iſt ebenfalls häufig zu erblicken; es iſt ein Mann mit einfachem Weſen und ernſten Zügen, dem man den Pomp und den Lärm ſeiner berühmten Schöpfungen nicht anſieht. Die parlamentariſchen Namen, ſeitdem man nach den Parlamenten nicht mehr viel fragt, erwecken auch nicht mehr, wie früher, das aufmerkſame Auge des Beobachters; dieſes Auge iſt um ſo ſchärfer auf den Einen übrig gebliebenen der beiden Dioskuren gerichtet, die vor vier Jahren am politiſchen Himmel auftauchten. Es iſt natürlich, daß Jemand, der wie der Schreiber dieſer Zeilen auch nicht die entfernteſten Anſprüche erhebt noch erheben kann, daß man ſich ihm als einem Fremden, gänzlich Beziehungsloſen, Unabhängigen — deſſen Urtheil weder ein anbefohlenes iſt, noch im Intereſſe irgend einer Eitelkeit abgegeben wird, in keiner Weiſe ſonderlich bekümmert, ſodaß er ſeine Wege unbeirrt gehen kann. Dieſe köſtliche Freiheit iſt ein unſchätzbares Gut. Iſt das Urtheil, das ein ſolcher „Unberückſichtigter" fällt, immerhin ein fehlendes, es iſt doch wenigſtens ein eigen geſchöpftes, nicht

ein durch die Zwangsmaßregeln der Schmeichelei oder der Drohung erpreßtes. Die Perſonen und Dinge, wie ich ſie gebe — erkläre ich offen, daß ſie mir ſo erſcheinen; der beſſer unterrichtete Leſer kann ſagen: ja, aber ſo ſind ſie nicht; er wird aber nicht ſagen können: Du weißt es ſelbſt, daß ſie nicht ſo ſind, du willſt ſie aber ſo darſtellen, weil es dir Vortheil bringt! Nichts erkältet das Intereſſe eines Leſers und Beurtheilers einer Schrift mehr als die durchgemerkte Abſicht, daß man damit umgehe ihn zu dupiren, das heißt ihm Etwas zu geben was freie, ſelbſtſtändige Anſicht ſein ſoll und gerade das Gegentheil iſt. Haben demnach dieſe Skizzen einigen Werth, ſo haben ſie den des völlig freien, auf eigene Anſchauung baſirten Urtheils. Die Berühmtheit, von der jetzt die Rede ſein ſoll, hat alſo das leichteſte Spiel von der Welt, Alles was über ſie hier ſteht — und ohne dies ſind's nur Aeußerlichkeiten — als den Irrthum und die falſche Anſicht eines Einzelnen zu betrachten und zu misachten. Wie ich neugierig war, den jungen Kaiſer zu ſehen, der, der Sproſſe

der Cäſaren, die älteſte Krone auf ſeinem jugendlichen Haupte trägt, wie mich verlangte jenem gefeierten Staatsmann zu begegnen, der aus dem Lager hervorgehend die Feder ebenſo ſiegreich führte wie das Schwert, wie mich die edlen greiſen Züge des mächtigen Feldherrn, der jenſeits der Alpen ſein ſiegreiches Panier entfaltete, mächtig anzogen, ſo war es mein Beſtreben auch den Glanz dieſes zurückgebliebenen Dioskuren in der Nähe zu betrachten. Man bildet ſich unwillkürlich ein Bild von einem Manne, dem eine ſo bedeutſame Stellung angewieſen iſt. Preußen hat ſo impoſante Perſönlichkeiten gerade auf dieſer Ehrenſtaffel erblickt. Unzertrennlich iſt Würde, edler Anſtand, imponirende Güte, Repräſentationstalent, feine Sprache des Umgangs mit dem Bilde, das man ſich von einem Manne in dieſer Stellung macht. Alles dieſes ſcheint aus der Mode gekommen. Die laxeſten Formen werden adoptirt. Wenn man aber ſelbſt ſich einem nicht zu entſchuldigenden Abandon hingibt, wie will man's verhindern, daß der Untergebene ebenſo auftritt? Von dieſem aber ſoll

das ſtricteſte, ceremonielle Anſtandsmaß innegehalten werden. Die Perſönlichkeit, von der hier die Rede iſt, ergeht ſich zwar nicht in laren Formen, aber ſie iſt kalt, trocken und gibt abſichtlich nichts auf das Aeußere. Nie hat man ein finſtereres, zuſammengezogeneres, weniger Hoheit und Größe, Milde und ſchönen Ernſt zeigendes Antlitz geſehen. Es iſt das Antlitz eines geärgerten Bureaucheſs, dem der Glanz und die Höhe ſeiner Stellung wie ein unbequemes Kleid um die Schulter ſitzt. Die „unerläßliche" Brille läßt keinen Einblick thun in das ohnedies ſchon ſo verſteckte Auge; der in ſeine Winkel gezogene Mund ſieht aus als könnte über ſeine Lippen nie ein wahrhaft heiteres Wort kommen, als wäre er nur geſchaffen kurze, ſchneidende und höhnende Urtheilsſprüche zu fällen. Nun mag das Leben dieſes Mannes, das ſeit einigen Jahren eine fortgeſetzte Kette von Angriffen, Streitigkeiten, kleinen und großen Debatten bildet, dieſe Starrheit und welke Zerwürfniß der Züge hinlänglich entſchuldigen, dennoch aber bleibt der ungünſtige Eindruck auf den Be-

ſchauer. Der Zank der heutigen Parteien kann ſelbſt einen Sokrates um ſeine göttlich heitere Stirn bringen. Den altariſtokratiſchen Thee verſchmähend, ſtand das populäre Bierglas vor dem berühmten Manne. Von einer Anmuth und Grazie der Converſation war nicht die Rede; die Unterhaltung bewegte ſich gleichſam auch im „Geſchäftsſtil". Zu der Literatur ſcheint der hochbeachtete Mann in einer feindlichen Stellung zu ſtehen, die politiſche Feder ſcheint ihm geradezu verhaßt, die poetiſche gleichgültig. Es iſt nur Schade, daß dieſe letztere Feder von der Hand der Grazien und Muſen geführt wird und daß es wenig Ruhm gewährt ſie zu misachten. Die Schmuckloſigkeit, beſſer geſagt die „Verkommenheit" der Räume, in welchen der hohe Beamte weilt, machen ebenfalls einen peinlichen Eindruck. So gar keine Eleganz! Das möchte noch hingehen — aber auch ſo gar nichts was an die heitere, belebende Ausſchmückung der Kunſt erinnert! Nirgends ein Winkelchen wo die Grazien und die Muſen ſich niedergelaſſen — Alles trockener verdrießlicher Ernſt, nachläſſige Gleichgül-

tigkeit. Dieſe Sophas und Stühle haben bereits einer Reihefolge von Premiers zu unruhigen und kummervollen Sitzen gedient, man ſieht es ihnen an. Der März iſt dieſem Plüſch, dieſem Cattun nicht günſtig geweſen; dafür ſind aber alle dieſe Dinge zu der Würde von hiſtoriſchen Denkmalen geworden und dies iſt vielleicht der allerkoſtbarſte Putz, mit dem ein Haus wie ein ſolches, das wir ſoeben beſchrieben, ſich umgeben kann. Dennoch ziehen wir die ſchönen und eleganten Räume vor und behaupten, daß die Weltgeſchichte ſich auch auf Tabourets von Seide niederlaſſen kann, ſowie ein miniſterieller Ernſt immerhin, unbeſchadet ſeiner Würde, ſich mit der Grazie und den ſchönen heitern Formen der gebildeten Geſellſchaft umgeben kann. Es wäre ſchlimm, wenn unſere Machthaber ſich dem Rigorismus und Cynismus unbedingt in die Arme würfen; wo bliebe dann auch noch das kleine Stückchen Urbanität und feiner eleganter Weltſitte, das wir noch übrig haben! Ein Jupiter, der da donnert, iſt nicht ſo ſchrecklich, aber einer,

der eine Cigarre raucht und die Beine über die Stuhllehne wirft, ist — grausenerregend.

Wenn wir von der feinen Weltmannssitte reden — so erscheint uns, wenn wir die Berliner höhere Gesellschaft mustern, gar manches Vorbild. So der General v. B— und dessen schöne, liebenswürdige Gemahlin, so der —sche Gesandte, dessen Symbol der Lorbeer des Dichters, das Schwert des Kriegers und die Feder des Diplomaten bilden. Nirgends fühlt man sich besser placirt als in seinem wirthlichen Salon; es ist der Athem einer edlen und schönen Kunstatmosphäre, die Einen warm anhaucht und Einen das „Leben und die Politik der Straße" vergessen macht. Man muß ihn über seine Reisen, über seine Anschauungen über Natur und Menschen sprechen hören, um zugleich die unnachahmliche Schönheit seiner Ausdrucksweise wie die Tiefe seiner aus dem Born der Wissenschaft und Poesie geschöpften Ansichten zu bewundern. Ein Salon wie der seinige ist für Berlin eine große Wohlthat und man muß wünschen, daß er ihm erhalten bleibe.

Um von den hieſigen Räumlichkeiten noch ein Wort zu ſprechen, wird es vor allen Dingen nöthig ſein des königlichen Schloſſes zu erwähnen und es in eine Parallele zu ſtellen mit der kaiſerlichen Hofburg in Wien. Unbedingt iſt das hieſige Schloß prachtvoller und größer, ebenſo unbedingt iſt jedoch die Hofburg in ihrer hiſtoriſchen, alterthümlichen Bedeutung weit der preußiſchen Königsburg vorzuziehen. Hier aber ſoll nur von der geſellſchaftlichen und modern wohnlichen Einrichtung die Rede ſein, wie ſich beide Paläſte bei den Feſten darſtellen. Es kann nicht leicht etwas an Raum und Ausſchmückung Ungefälligeres geben als der innere Schloßraum und die Einfahrt bei der kaiſerlichen Hofburg. Enge Treppen, enge Corridore, Vorſäle, die nur eine geringe Anzahl Perſonen faſſen und bei großen Hoffeſten ein unleidliches Gedränge veranlaſſen, bilden die Eigenthümlichkeiten der Hofburg. Große, weite Treppen, bequeme Corridore, weite Vorſäle, eine große Reihenfolge prachtvoller und geräumiger Gemächer zeichnen das Berliner Schloß aus. Wir ſprechen

hier nicht von der hiſtoriſchen Bedeutung der einzelnen Zimmer in beiden Schlöſſern; in dieſer Beziehung wäre wie geſagt die uralte Kaiſerburg weit vorzuziehen dem viel neuern Königsbau. Bei großen Hoffeſten werden die Gäſte über höchſt geräumige und elegante Treppen zuerſt in den prachtvollen Banketſaal geführt, alsdann kommen einige Gemächer, die mit werthvollen Bildniſſen geziert ſind, und endlich tritt man in den Saal, der der Weiße Saal genannt wird. Es iſt dies eine theilweiſe ganz neue Schöpfung, bei der man einen doppelten, wie es uns ſcheinen will, ſchwer zu vereinigenden Zweck vor Augen gehabt hat. Der Saal ſoll als Thronſaal zu großen Staatsfeierlichkeiten dienen und zugleich — zum Tanzſaal. In Wien iſt der Saal mit der Colonnade von gelben Marmorſäulen nur zu Hofbällen und Maskeraden beſtimmt, der Thronſaal befindet ſich anderswo. Hätte man den Weißen Saal nur für die ernſten, großen Feſtlichkeiten beſtimmt, ſo wäre nichts gegen ſeine Bauart einzuwenden, die entſchieden ſeriös und daher etwas ſchwerfällig iſt.

Für einen Thron-, Staats- und Audienzſaal paſſen die Embleme an Wänden und Decken vortrefflich. Man ſieht dieſe Gruppen geharniſchter Geſtalten alsdann mit Wohlgefallen und ebenſo verweilt das Auge mit Befriedigung auf den an der Decke angebrachten ſymboliſchen Figuren. Bei einem Tanzſaal fragt man ſich jedoch, was die chriſtlichen Tugenden der Beſtändigkeit, der Stärke, der Geduld zu ſagen haben, und weshalb das Kreuz und der Anker der Hoffnung oben paradiren, und was die ernſte, imponirende Größe des Königsſitzes an der einen Wand bei den heitern Spielen Terpſichore's eigentlich ſollen. Denkt man ſich den Saal als Thronſaal, ſo fragt man ſich, wozu der heitere Aus- und Anbau dienen ſoll, wo man Springbrunnen rauſchen hört und Blumengewinde ſich um die Säulen ziehen. Wenn wir von dieſem Dualismus abſehen und einfach uns daran halten wollen in dem Weißen Saale einen Tanz- und Feſtſaal zu ſehen, ſo ſpringen neben der Schwerfälligkeit ſeines Baues und ſeiner Verhältniſſe noch zwei Uebelſtände in die Augen;

der erſte iſt, daß er nicht genügend beleuchtet werden kann, und zweitens, daß die Einrichtung mit den offenen Treppen im Winter einen unbehaglichen Temperaturwechſel zuwege bringt. Die Geſellſchaft, die ſich im Saal befindet, wird kühl angeweht von dem offenen Treppenhauſe, und ſteigt man vollends in jene höher liegenden Räume hinüber, ſo gibt's dort einen ſo auffallenden Unterſchied mit dem Klima im Saale, daß der Einfluß hiervon unmöglich auf die Geſundheit ein günſtiger ſein kann. Dabei kann es keine große Freude verurſachen, im Winter Waſſer plätſchern zu hören. Dazu iſt der kleine Springbrunnen mit ſeiner kleinen vergoldeten Figur in gar zu dürftigem Maße erdacht und kann auf keine Weiſe mit den ernſten und großartigen Wanddecorationen des Saales in Einklang gebracht werden. Wenn wir uns eine Aenderung erdenken wollten, ſo müßte dieſer ganze Anbau ſammt Springbrunnen und obern Gemächern geſchloſſen werden, etwa durch Glaswände, die den Blick nach dem Grünen offen ließen. Dem Uebelſtand mit der Beleuchtung

wird ſich kaum abhelfen laſſen, wenn man nicht zu dem Mittel ſchreitet koloſſale Lichtpyramiden in den vier Ecken des Saales aufzuſtellen; denn beſonders die Ecken ſind's, die dunkel bleiben, und wenn man die Decoration des Feſtſaals bedenkt, ſo ſind's gerade die Ecken, die nie dunkel bleiben dürfen. Freilich müßten die Spitzen dieſer Pyramiden bis hinauf an die Decke reichen. In dem prachtvollen Tanzſaal im Palaſt des Fürſten Liechtenſtein war es gerade dieſe zweckmäßige Beleuchtung, die von den Ecken — freilich in Verbindung mit dem koloſſalen Luſtre in der Mitte — ausſtrömte, die eine ſo zauberiſche Helle hervorbrachten. Die kaiſerliche Hofburg iſt ebenfalls ſchlecht beleuchtet; auch da iſt das neue Syſtem der Beleuchtung nicht angebracht. Auch macht daſelbſt die Anordnung keinen guten Effect, daß man den Muſikern ihre Plätze, amphitheatraliſch aufſteigend, in einer Art Loge angewieſen hat, wo dieſe in grelles Roth gekleideten Figuranten eine ſehr auffällige Gruppe bilden. Der Saal der Hofburg iſt dabei räumlich nicht ſo groß wie der Weiße Saal

in Berlin, jedoch ist er besser geschützt gegen Temperaturwechsel. Das Muster eines fürstlichen Tanzsaals bleibt unsers Erachtens immer der Saal im Liechtenstein'schen Palais in Wien. Hier sind Eleganz, Zweckmäßigkeit und vor allem — was in einem Tanzsaal die Hauptsache ist — die genügende und überallhin vertheilte Lichtmasse vereinigt. Von Festsälen in Privatwohnungen ist mir in Berlin nichts bekannt geworden, was sich nur irgend den hierzu bestimmten Räumen in Wien an die Seite setzen könnte. Dies ist um so auffälliger, da es in Berlin doch gewöhnlich nicht an Platz fehlt. Der Saal im Hotel des Grafen R— soll schön sein; der im —schen Gesandtschaftshotel ist zu schmal; das Hotel besitzt einen alten, noch aus der Zeit Friedrich des Großen fast unverändert erhaltenen Saal, doch wird er nur selten den Gästen geöffnet. Bekannt ist der schöne Saal in dem neuen Palais zu Potsdam; doch haben wir es hier nur mit den Berliner Räumlichkeiten zu thun. Den in seinen Verhältnissen schönsten Ballsaal besitzt Berlin in einem öffentlichen Local;

es ist dies der Saal im Kroll'schen Etablissement vor dem Brandenburger Thore. Mit einigen Hinzuthaten an Lustres und Kandelabers ließe sich hier eine strahlende Beleuchtung zu Stande bringen, die nichts zu wünschen übrig ließe; freilich nur mit Gasflammen, die der aristokratischen Wachskerze nachstehen; auch die Decorirung ist die eines öffentlichen Locals; die Vertheilung der Nebengemächer und anstoßenden Säle, sowie die Anordnung der Logen oberhalb ist völlig dem Zwecke entsprechend und kann für einen Musterbau seiner Art gelten. Keine der großen Hauptstädte kann einen Saal, dem öffentlichen Verkehr gewidmet, von dieser Eleganz und Größe aufweisen.

Ehe wir das königliche Schloß verlassen, müssen wir noch eines Zimmers erwähnen, in welchem die Portraits von sechs Fürstinnen hängen. Es bildet dieses Zimmer das Vorgemach zum Weißen Saale. Unter diesen Portraits zeichnet sich das der Sophie Charlotte aus, der ersten Königin von Preußen. Es ist vortrefflich gemalt und gibt eine lebendige An-

ſchauung jener geiſtreichen und originellen Fürſtin, die neben einem eiteln und prunkſüchtigen Gemahl die Aufgabe hatte die echte Würde und den geiſtigen und ſittlichen Gehalt der neuen Glanzſtellung des emporſteigenden Hauſes zu vertreten. In dieſen großen, klugen, dunkeln Augen liegt eine Welt der Heiterkeit und des anmuthigſten Verſtandes; man begreift, wenn man dies Bild ſieht, daß eine ſolche Frau den preußiſchen Hof zu einem Aufenthalt der Grazien und Muſen machen konnte und daß an ihrem Siegeswagen ein ſo ſtrahlender Genius ſich einſpannte, wie es Leibnitz war. Auf ihr kleines Luſtſchloß Lützelburg, das ſpäter den Namen Charlottenburg annahm, zurückgezogen, amüſirte ſie ſich die Pedantereien ihres Gemahls zu parodiren, ihn zu perſifliren, ohne doch dabei aufzuhören ſeine gute Freundin zu bleiben, zu muſiciren, zu philoſophiren, zu disputiren. Sie lockerte den Boden für Blumen und machte zum erſten mal den Sand der Mark emporwirbeln, den ſpäter die breiten Füße der Rieſengrenadiere ihres Sohns in ewigen Paraden wieder feſttraten.

Friedrich der Große hatte etwas von ihr geerbt, wenn auch nicht gerade das Talent der Muſik. Dieſe reizende Charlotte, in ihrer friſchen Lieblichkeit, ſchwebt wie ein Lichtſtrahl aus einer beſſern Welt über dem düſtern Glanz dieſer kriegeriſchen Krone. An der andern Wand, jenſeit der Thüre, zeigt ſich ihre Schwiegertochter. Es iſt ein Geſicht, aus dem man nichts herausließt. Die Figur iſt ſteif, prahlend mit einem kleinen Schneegeſtöber auf dem Kopf, in Form einer winzig kleinen, grell weiß gepuderten Perrücke. Es iſt die princesse par excellence, von der man ganz ſicher iſt, daß ſie nie etwas anders thun und ſprechen wird als was man „respectieusement" zu bewundern hat. Dennoch war es ein Frauenherz, das in ſeiner Weiſe gegen die Welt kämpfte und dem wir Theilnahme und Intereſſe nicht verſagen dürfen. An der Wand über dem Kamin hängt ein ſehr verfehltes Bild der Königin Louiſe. Sie iſt als eine leichte, dahinflatternde Nymphe dargeſtellt, im Geſchmack der Ramberg'ſchen Grazien. Neben dem prächtigen,, innerlich mit ſo köſtlichem Gei-

ſtesſchmuck ausgeſtatteten Bilde Charlottens iſt dieſe rein äußerliche „Blumenhaftigkeit“ doppelt ſtörend auffällig. Wie kann man in den Augen der Nachwelt immer flattern und tanzen wollen; muß man nicht lieber wünſchen bei böſen und guten Tagen ruhig dazuſitzen, ſo wie es Sophie Charlotte thut. Da dieſe Fürſtin, die Königin Louiſe, ſo ſchön war, da ſie mit ſo großer Liebe im Andenken der Nation bewahrt wird, ſo muß man ſich wundern, daß es ſo wenig mit glücklicher Einfachheit, wenn auch mit warmer Inſpiration gemalte Bilder von ihr gibt. Es ſcheint, daß alle Künſtler jener Tage immer noch etwas mehr geben wollten als eine ſchöne, geiſtvolle Frau; und da bewährt ſich die Wahrheit des Spruches, daß das „beſſer“ ein Feind des „gut“ iſt. Das Bild der Gemahlin Friedrich des Großen zeigt eine Matrone, wie es deren eine große Anzahl gibt. Es iſt vortrefflich gemalt. Ein kleines Bild der Kaiſerin von Rußland, das in künſtleriſcher Hinſicht wenig Beachtung verdient, und ein großes Bild der regierenden Königin beſchließen die Sammlung,

die in der That eigenthümlichen Reiz hat und wol eine Stunde angeſtrengteſter Betrachtung hinnimmt. Das Geſchick der „Frauen auf dem Throne" geht hier an der Seele des Beſchauers in den mannichfaltigſten Gebilden vorüber und es wäre ſicherlich keine vergebliche Educationsſtunde, wenn eine junge Fürſtin an der Hand einer Minerva, unter der Geſtalt einer erklärenden Oberhofmeiſterin, dieſe Galerie muſterte. Wenn wir dieſe Minerva wären, würden wir ungefähr wie folgt, ſprechen: Verſuchen Sie, Hoheit, ein liebender Schutzgeiſt des Mannes dem ſie angehören zu ſein, wie jene drei Frauen, erziehen Sie ihre Kinder ſtreng und gut, erdulden Sie Manches im häuslichen Leben und in der Politik, wie jene Frau, ziehen Sie ſich beſcheiden in den Hintergrund zurück, wenn Sie das Glück haben einen Heros zum Manne zu haben, wie jene Frau, vor allem aber verſuchen Sie alle dieſe Tugenden mit der großen, einzigen, himmliſchen Fürſtentugend zu krönen, heiter, gefühlvoll, belebend, menſchlich, groß und — geiſtig frei zu ſein, wie — Sophie Charlotte.

Wir können nicht ſcheiden von dieſer gekrönten Liebenswürdigkeit, ohne eine Anekdote zu erzählen, die ſie charakteriſirt. Der Gemahl, froh eine Königskrone gegen einen Fürſtenhut eingetauſcht zu haben, veranſtaltete eine nicht endende Reihe von Ceremonien und Feſtlichkeiten. Eine der beſchwerlichſten war die Krönung in Königsberg. Der ganze Hof machte ſich auf, eine ganze Karavane von Kutſchen, alle neuen Marſchallämter ritten voran, ganze Regimenter folgten — Lärm, Staubwirbel, ſchmetternde Muſik, Tumult der Roſſe und Reiſigen, Geſchrei der Zugführer, donnernde Flüche und tiefe ceremoniöſe Verbeugungen auf offener Landſtraße — Alles durcheinander. Wo der Zug ankam, war es als wenn die Welt untergehen ſollte. In dieſem wüſten Lärm, in dieſem betäubenden Gepränge wurde die arme Charlotte immer weiter, immer weiter bis nach Königsberg geſchleppt. Sie war corpulent, ſie kam ermüdet an, und ſogleich ſtürzte man ihr entgegen mit dem Krönungsornat, mit den Roben von Brocat, die eine Laſt bildeten, daß ſie kaum ein ſtarker Mann

von heute mehre Stunden würde tragen können. In dieſe Gewänder ſchlüpfte nun die arme Königin. Ihr ceremonienliebender Gemahl erließ auch nicht die kleinſte Förmlichkeit, nicht den unbedeutendſten Feſtact. Endlich war es ſo weit, ſie kniete nieder und die Krone, dieſe koſtbare Krone, die zugleich ſo ſchwer war, ſollte eben auf ihr Haupt geſetzt werden — da erlaubte ſich die arme Frau, die es nicht mehr aushalten zu können glaubte — eine Priſe Taback zu nehmen. Schüchtern fährt ihre Hand in die Falten des Goldreifrocks und ſucht nach der Taſche und in dieſer nach der Doſe. Sie findet ſie und will eben die Priſe zur Naſe führen, einen kleinen, flüchtigen, ſchalkhaften Blick nach oben zu ihrem Gemahl ſendend, als eben die prieſterlichen Einſetzungsworte ertönen. Ein drohender Blick des Königs, ein zürnendes Räuſpern macht, daß ſie die Doſe langſam wieder in die Taſche ſchiebt, und daß die Priſe unterbleibt. Wie kann man aber auch in dieſem Moment Taback ſchnupfen wollen! Unerhört! Freilich — Sophie Charlotte erlaubte ſich dies.

Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur.

Gerade als der Carneval recht im Gange war, erſchien eine kleine Broſchüre, die einen Bannſtrahl gegen alle weltlichen Freuden ſchleuderte, und beſonders gegen Tanz, Diners und Karten eiferte. Wenn man weiß, wie gering dieſe „weltlichen Freuden" waren, wie wenig Freude und Luſt bei ihnen herrſchte, ſo fällt Einem unwillkürlich Voltaire's Witzwort ein „tant de bruit pour une omelette!" Ja, wenn wir in den Zeiten der römiſchen Imperatoren lebten, oder in den Zeiten der Regentſchaft, oder auch nur ſechszig Jahre früher in Preußen, ſo wäre dieſe „Wüſtenſtimme des Asceten" erklärbar; aber jetzt! — du lieber Himmel, für dieſen kleinen Spaß — eine ewige Verdammniß! Das will nicht recht im Verhältniß ſtehen. Hätte der Bußprediger die Sache bei einem andern Zipfel

gefaßt und gegen die egoiſtiſche Verhärtung, gegen die Heuchelei und gegen die Polizei-Moralität unſerer Zeit geeifert, dann hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen, auf dieſe Weiſe jedoch fahren ſeine Blitze auf die Häupter der Unſchuldigen. Denn Die, die heutzutage den Muth haben froh und jung zu ſein, Die gerade verdienen eine Aufmunterung und Belohnung, keine Verdammung. Die eigentlichen Sünder unſerer Zeit tanzen nicht. Wenn man ſie aufſuchen will, muß man nicht in die Tanzſäle gehen. Frohe Menſchen, die ſich des Lebens freuen, haben Gott nie beleidigt und werden ihn nie beleidigen, ſolange die Welt ſteht. Könnten wir nur wieder ſo recht von Herzen froh werden, es wäre damit der Stein abgewälzt, der auf unſer Aller Bruſt ruht. Aber wir werden nicht wieder froh — das jetzt lebende Geſchlecht wenigſtens nicht. Was wir heutzutage froh ſein nennen, iſt himmelweit verſchieden von dem wahren Frohſinn. Heute nennen wir froh ſein, wenn Einem Papiere Geld einbringen und ein Börſenſpiel gelungen iſt; man nennt froh

ſein, wenn ein glücklicher Umſchlag der Geſinnung einen Orden einbringt, man nennt froh ſein, wenn man Schaden und Unluſt in gehörigem Maße dem verhaßten Nachbar hat zufügen können und überall iſt man froh, wo man ſich und ſeine eigenen Intereſſen gehörig hat wahren können. Das iſt der eigentliche Frohſinn nicht, und wenn die fromme Broſchüre gegen dieſen falſchen Frohſinn zu Felde gezogen wäre, ſo könnte man ihr nur Recht geben. Statt deſſen will ſie die Leute wieder froh machen, indem ſie ſie „in dem Herrn vergnügt" macht, das heißt mit andern Worten, ſie ins Conventikelſtübchen zwingt.

Die Heilworte der Broſchüre*) fangen mit den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtin an, der zu ſeiner Zeit, als er noch in Karthago ſtudirte, ein arger Weltfreund geweſen ſein ſoll und daher aus Erfahrung weiß, wie es mit den Verführungen Babylons beſtellt iſt. Befragt, ob

*) In der Welt aber nicht mit der Welt, vom Grafen Arnim-Blumberg. Berlin, in Commiſſion bei Wilhelm Schultze.

ein Chriſt tanzen dürfe, antwortete der Kirchenvater: „Werde erſt ein rechter Chriſt, ſo wirſt du mich nicht mehr fragen!“ das heißt, ſo wirſt du nicht mehr tanzen. So will es auch der Graf Arnim verſtanden wiſſen. Ein wahrer Chriſt tanzt nicht, ſpielt nicht in der Karte, macht keine Diners mit, überhaupt vermeidet alle Geſellſchaften, von denen er vermuthen kann, daß daſelbſt Perſonen zuſammenkommen, deren Geſpräch nicht von dem „Geiſt des Herrn getragen“ wird. Dieſes grauſame Verbot erſchien gerade als man tanzte, als man dinirte und als man ſpielte. Der fromme Bußprediger hatte ſeine Zeit gut gewählt. Eine namhafte Zeitung unterſtützte ihn und es fanden kleine ärgerliche Zwiſtigkeiten ſtatt, weil die Frommen fanden, daß irgendwo nicht allein getanzt worden war, ſondern auch, ihrer Meinung nach, zu ungehöriger Zeit und Stunde. Dieſer ganze Kampf wurde auf dem Terrain der ſogenannten „großen Welt“ durchgeführt, und nur die Geſellſchaft, das heißt die Hof- und vornehmen Kreiſe betheiligten ſich daran. Man hat nicht

gehört, daß das anderweitige tanzende Berlin, insoweit es noch existirt, von der Broschüre und ihren Bannstrahlen Notiz genommen hat. Es sind auch überall jetzt die vornehmen Stände, die ins Gebet genommen werden, und die demzufolge sich auch ganz besonders auf die Heuchelei verlegen. Wir wollen später, wo wir von der Literatur sprechen, diese Behauptung noch besonders bekräftigen. Fürs Erste soll uns die Broschüre noch beschäftigen.

Wenn man sich vorstellt, wie die Gesellschaft beschaffen sein soll, wenn sie dem Ideal dieser „Frommen" nachkommen soll, so kann Einem ganz trostlos zu Muthe werden. Alles dunkel, eng, klein — nirgends ein freier Luftzug. Laßt nur sehen, wie der Graf die Gesellschaft und die geselligen Zusammenkünfte will eingerichtet wissen. Wenn also nicht getanzt werden soll, weil es sündlich ist, weil's also keine Diners geben soll, weil man dabei zur Hölle fährt, weil Kartenspiel nach Römer 14, 13 einen Anstoß oder Aergerniß dem Nächsten gibt, was soll man also thun, wenn man zusammen kommt? Der

Graf antwortet: Weil Matthäi 12, 36 geschrieben steht, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am jüngsten Tage von jeglichem unnützen Worte, das sie geredet haben, so geht daraus hervor, daß, wenn man bei geselligen Zusammenkünften zum Unterhaltungsmittel der Conversation greift, man es nothwendig so einzurichten habe, daß nur lauter nützliche Worte gesprochen werden. Können das nützliche Worte sein, die man verschwendet, um vom Theater zu sprechen, von den Kunstreitern, von der Toilette? O nein, nein! Von diesen Dingen wird nicht gesprochen, schon deshalb nicht, weil es geschehen könnte, daß man scherzhafte und fröhliche Bemerkungen machte, der Wiedergeborene kann aber nie von Herzen lustig sein, und vor allen Dingen nie scherzen, denn er empfindet immer mit Schmerzen, daß alle Menschen von Natur der Verdammniß verfallene Sünder sind*). Dennoch wollen wir, ruft der Graf, kein kopfhängerisches Christenthum, auch der Christ kann,

*) A. a. O. Seite 11.

wenn ihm anders der Herr die Gabe verliehen hat (!) in der Unterhaltung einen „durch die innere Beziehung zum Herrn geheiligten Witz und Humor walten laſſen" Koloſſer 4, 6: Eure Rede ſei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt! In großen, gemiſchten Verſammlungen iſt jedoch dieſe Regel nicht durchführbar. Sprechen Einige in der Geſellſchaft „lieblich und mit Salz" gewürzt, ſo riskiren ſie von Denen, die dieſen Jargon nicht verſtehen, verhöhnt zu werden; alſo es bleibt dabei, daß die Erweckten, ſo viel als irgend thunlich, unter ſich bleiben. Wenn nun unter den Erweckten der Fall eintreten ſollte, daß hartnäckiger Miswachs an Geiſt und Humor ſich einſtellt, ſodaß die Gläubigen „Stunden und Tage der Dürre" erfahren, ſo kann erlaubt werden, daß man „Notabilitäten aller Art" herbeizieht, doch müſſen es zugleich „erweckte, wiedergeborene Chriſten" ſein. Hat man glücklicherweiſe Solche bei der Hand, ſo werden den Gläubigen die Tage und Stunden ihrer Dürre angenehm verkürzt. Fehlt es — wie es ſehr zu beſorgen ſteht — an dieſen gehörig qualificirten

Notabilitäten, ſo kann die Zuſammenkunft auch Lectüre zur Hand nehmen, auch ſogar heitere und humoriſtiſche Schriftſteller, aber es muß wieder chriſtlicher Humor ſein. Als ein ſolcher Autor wird Claudius genannt. Wenn man mit der Lectüre fertig iſt, ſo geht man zur Muſik über, und treibt dieſe auch auf die oben vorgeſchriebene Weiſe. Bei dieſer Gelegenheit entſchlüpft unſerm frommen Autor ein Widerſpruch: er ſpricht von der Freude, die der Wiedergeborene an der „herrlichen Natur" hat. Bekanntermeiſe iſt, um in dieſem Sinne zu ſprechen, die ganze Natur zugleich mit dem Menſchen eine verderbte und gefallene, von Grund aus böſe; es kann alſo füglich der Wiedergeborene an ihr keine Freude haben, vor allen Dingen ſie keine herrliche nennen. Die Geſellſchaften des Grafen Arnim beſtehen demnach aus kleinen Zuſammenkünften, in denen die Theilnehmer, wenns Glück gut iſt, chriſtlichen Humor haben, aus Claudius' Werken ſich einander vorleſen und geiſtliche Muſiken zum Piano abſingen. Wir zweifeln durchaus nicht, wenn die Sache ſo fort

geht, drei Viertheile der Gesellschaft wirklich nach Verlauf von ein paar Jahren sich so untereinander „belustigen" zu sehen.

Die Broschüre hat nebenbei Das an sich, was alle diese Bestrebungen so gehässig macht, nämlich den geistigen Hohn, die himmlische Ueberlegenheit, die von ihrer demuthvollen Höhe alles sterbliche Gewürm so tief unter sich sieht. Dieser Hohn und dieser demuthvolle Hochmuth ist in das Gewand des innigsten Schmerzes und des edelsten Mitgefühls gekleidet; so finden wir denn auch hier Stellen, die da lauten: „Wir können, so betrübend es ist, uns nicht verhehlen, daß Viele, ja die Mehrzahl, werden verloren gehen!" „Mit Schmerz und Angst sehen wir viele theure Seelen, ja viele der edelsten Naturen auf dem breiten Wege wandeln!" „Möchte es berücksichtigt werden, daß man, menschlich betrachtet, die edelsten Gesinnungen haben, die größten und aufopferndsten Thaten vollbringen, und doch ewig verloren gehen kann!"

Wie furchtbar eilig diese, unsere Frommen,

mit dem gräßlich ſchneidenden Worte „ewig verloren!“ bei der Hand ſind. Haben ſie da auch bedacht, was ſie ſagen? Welche Welt von Entſetzen ſie heraufbeſchwören? Aber nein — wir wollen zu ihrer eigenen Ehre annehmen, daß ſie dies nicht bedacht haben; daß ſie vielmehr hiermit eines jener unnützen Worte ſprechen, die ſie ſelbſt ſo ſtreng verpönt haben.

Da keine weltliche Freude zu unterdrücken war, ſo wurde auch keine unterdrückt, die weltliche Selbſtſucht, die weltliche Genußgier, der weltliche Neid und die mehr als weltliche Gleichgültigkeit, die faſt brutale Impertinenz gegen alle Intereſſen echter Humanität, dieſe konnten nicht unterdrückt werden und werden auch nie durch ſolche Waffen unterdrückt. Da die fromme Broſchüre es nur mit den Ballſälen, den Kartentiſchen und den Genüſſen der Tafel, nebenbei auch mit dem üblichen Modegeſchwätz zu thun hatte, ſo ſchloſſen ſich ſofort an ſie andere Beſtrebungen, die tiefer gingen. Es folgte auf dem Felde der Politik eine in weite Kreiſe ſich

verbreitende Vorleſung über die Frage: Was Revolution ſei, wo die Antwort lautete, daß ſie ein Auflehnen gegen Gottes Gebot ſei und mithin ein nie ſtreng genug zu büßendes Verbrechen: was jedoch in dieſem Falle Gottes Gebot ſei, wurde mit ebenſo ſelbſtgenügſamer Allwiſſenheit, mit dem Dünkel der allein Begnadigten ausgeſprochen, wie es in der Broſchüre geſchehen. Ein dritter Bußprediger erhob ſich in den Kammern in der Perſon eines Kunſtbeförderers, der aus der Reſidenz die Baudenkmale und Kunſtgegenſtände, die den heidniſchen Stempel antiker Schönheit an ſich trugen, verbannt wiſſen wollte, an ihrer Stelle chriſtliche Baukunſt, chriſtliche Denkmale und Statuen wollte zur Schau geſtellt ſehen. Ein Vierter machte ſich über die Wiſſenſchaft her und bewies ihr, daß ſie, aus dem Standpunkte der Frommen eigentlich gar nicht exiſtire, daß das Wiſſen und Forſchen auf Irrwege ablenke, und daß das Beſte, was bei dieſem Treiben erreicht werde, noch ſei, eine müßige Spielerei zu ſchaffen. Die Wiſſenſchaft erklärt, und der Glaube will nichts erklärt hören.

Etwas Weiteres über dieſes Thema zu ſagen, wäre hier nicht am Ort.

Die Reaction, die es immer wieder der Feder merken läßt, daß ſie ihr nichts bedeute im Vergleich mit dem Bayonnet, hat auch den Büchertiſch geregelt, oder gleichſam aus ihm eine tabula rasa gemacht. Es iſt ſo weit gekommen, daß faſt jede literariſche Production, wenn ſie ſich nicht mit den trockenſten Fachwiſſenſchaften beſchäftigt, misliebig geworden iſt. Der echte Dichter legt ſeine Feder nieder in einer Zeit, wo links ein Soldat, rechts ein Pfaffe ihm über die Schulter ſieht. Der Himmel hat es ſo gütig gefügt, daß gerade, wo dieſer böſe Wind weht, kein echter Dichter dichtet. Was wir an Talenten haben, ſind Talente dritten und vierten Ranges, und wenn Die ſchweigen — es iſt immer ein großer, nicht zu erſetzender Verluſt —, ſo iſt es doch nicht ein bethlehemitiſcher Kindermord des Genies. Wenn wir unſere jetzige ſchöne Literatur betrachten, nämlich die, die von der Reaction die Erlaubniß hat zu exiſtiren, ſo fällt unſer Blick auf

lauter Productionen, die eine ſchwächliche, ſüßliche, pietiſtiſch-abſolutiſtiſche Farbe an ſich tragen. Die ſogenannte Modeliteratur iſt ganz in dieſe Farbe getaucht. Es ſchreiben nur Frauen, und die wenigen Männer, die ſich auf dem Titelblatt als Männer kund geben, gehören nicht minder dem ſchwachen Geſchlechte an. Dies iſt nicht in Deutſchland allein ſo, es iſt über die ganze civiliſirte Welt verbreitet. Dieſelbe Prüderie, dieſelbe bezahlte Geſinnungsloſigkeit, dieſelbe knechtiſche Furcht vor der rothen Mütze auf der einen, und dem allmächtigen Bayonnet auf der andern Seite. So kann der Zuſtand nicht lange bleiben; entweder es kommt, wenn der Abſolutismus erſt völlig im Hauſe Herr geworden, eine laſcive Literatur, wie zu den Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft oder der Regentſchaft in Frankreich, oder — der glücklichſte Fall! — nach langen, den Stoff der entarteten Menſchheit reinigenden Kriegen, blüht wieder eine urkräftige, waldfriſche, in geſunder Sinnlichkeit ſich entfaltende Literatur! Gott gebe es!

Die kleine, verzwickte, pietiſtiſche Salonlite-

ratur ist von der Art, daß der Beobachter gern wie von einer Krankheitserscheinung sich hinwegwenden möchte, wenn er nicht die Pflicht fühlte, wichtige Dinge nicht so zu nehmen, daß man könnte auf den Glauben kommen, sie seien unwichtig. In unserm Stuben- und Straßenleben ist es von großer Wichtigkeit, mit welchen Dingen unsere Frauen und unsere junge Männerwelt aller Stände ein Drittel ihrer freien Stunden zubringt, und dies ist mit Unterhaltungsliteratur. Ist diese nun so sittlich erschlaffend, so leer an Ideen und Anschauungen, so läppisch in der Form und so gesinnungsdürftig wie die heutige, so kann es kein geringer Nachtheil genannt werden, den die Bücher dieser Art uns bringen. Es ist doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied, ob unsere Jugend einen Cervantes liest, oder eine „Amaranth"! Eine „Hermann und Dorothea", oder ein „Was sich der Wald erzählt!" Wenn man diese weichliche, pietistische und prüde Literatur in die Hand nimmt, so wird man allerdings kein Wort entdecken, kein Bild finden, wodurch die Sittlichkeit

junger Naturen beleidigt wird, allein wir finden auch kein Wort, kein Bild, durch welches große Gedanken, ſchöne Anſchauungen, ernſte und kühne Vorſätze in die jugendlichen Seelen geprägt werden. Und dies iſt natürlich. Wo man den Dichter zwingt, die Welt mangelhaft und nicht in ihren großen Gegenſätzen zu ſchildern, da nimmt man ihm auch die Kraft, die wahre Sittlichkeit zur Anſchauung zu bringen, und die beſteht darin, daß Sinne und Geiſt ſich die Wage halten, daß Laſter und Tugend von der Höhe echt menſchlicher Anſchauung geſehen, ſich ausgleichen. Es würde zu weit führen, die Grundſätze zu entwickeln, nach denen die wahre Schönheit, mithin Sittlichkeit, eines Kunſtwerkes zu beurtheilen iſt, es genügt zu ſagen, daß nach dieſen Grundſätzen im langen Laufe der Jahrhunderte alles Das geſchaffen worden iſt, was die Bewunderung der Menſchen erregt hat und erregen wird, ſolange die Welt ſteht. Der heutigen Modeliteratur macht man immer wieder den Lobſpruch, daß ſie ſittlich ſei — ſie iſt aber im höchſten Grade unſittlich; denn ſie predigt eine unmögliche

Moral; ſie verweiſt den Menſchen zu einer ewigen Unmündigkeit. Wenn man ſieht, durch welche Mittel ſich wahrhaft ſittliche Naturen entwickeln, an welchen Werken ſie ſich kräftigen, wie ſie ſtreben ſich früh mit der Natur und der Kraft des Lebens bekannt zu machen, wie ſie nicht zurückbeben, das Laſter kennen zu lernen, um dann der Tugend und der Religion mit jener kräftigen, ſelbſtändigen Liebe anzuhängen, die allein der Sittlichkeit Adel und Werth verleiht, dann wird man leicht einſehen, wie durch jene Bücher nur Heuchelei, im beſſern Falle ſchwächliches Hindämmern, mithin Unſittliches bewirkt wird. Die ſo arg geſcholtene Literatur der Räuberromane iſt immer noch beſſer als dieſe modernen Ephemeren, dieſe Kundgebungen der Bonnen, und der weltlichen und geiſtlichen Staats-Cenſoren.

Der Himmel weiß, wann wir wieder einen lesbaren Roman, ein echtes, wirkliches Gedicht in die Hände bekommen werden! Es möchte noch einige Zeit anſtehen. Mittlerweile würde ich der Jugend oder den Frauen die alten herrlichen Werke, an denen ganze Generationen ſich gefreut

und erkräftigt, in die Hand geben. Statt des kränkelnden, ebenfalls ſchwächlich und frömmelnden Dickens den alten trefflichen Smollet, Sterne und Goldſmith, in Frankreich ſtatt der fade gewordenen und modiſch ſchwatzenden George Sand und dem wahrhaft unſittlichen Eugen Sue den ehrlichen, wenn auch frommen Fénélon, den köſtlichen Gil Blas, den nie alternden Meiſter Lafontaine, in Deutſchland bliebe noch ſo Vieles von unſerem herrlichen Dioskurenpaar, von Goethe und Schiller, wieder und immer wieder zu leſen, den ganz vergeſſenen Jean Paul nicht zu vergeſſen, und tauſendmal lieber würde ich ein junges Mädchen, einen jungen Mann bei der Lectüre der „Inſel Felſenburg" ertappen, als bei dem „Was ſich der Wald erzählt" oder „Was ich meinem Vöglein abgelauſcht". Nun noch nicht zu gedenken der Cervantes, der Dante, der Iliaden und Odyſſeen und hundert anderer herrlichen, großen Dichterſchöpfungen, die genügend ſind, eine noch viel länger ſich hinſtreckende Productionsſteppe zu decken, als die iſt, in deren Sand wir uns gegenwärtig befinden.

Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen.

Wenn wir die ſüßliche, frömmelnde und fade Literatur ausnehmen, die begünſtigt und auf alle Weiſe gefördert wird, ſo bleibt die Literatur übrig, die nicht begünſtigt wird; zu dieſer gehören der kleine Reſt derjenigen Schriftſteller, die noch nach der alten handfeſten, körnigen, und in ihrem Stoffe und Gewande nach Inhalt ringenden Literatur ſchreiben. Von dieſer Sorte hat Preußen nur noch einen Schriftſteller von Bedeutung aufzuweiſen und dies iſt Wilibald Alexis. Es iſt die alte Walter Scott'ſche Schule, die nach Deutſchland verpflanzt, in ihm fortlebt. Wir wollen weiter unten noch einige Worte über ihn ſagen. Die zweite Gattung nicht begünſtigter Literatur iſt die gut gemeinte politiſche Literatur; denn auch die gut gemeinte will man jetzt nicht haben; man will gar keine politiſche Modeliteratur haben.

Am liebſten ſähe man es, wenn die ſchöngeiſtigen ſchriftſtellernden Federn den Staat ganz in Ruhe ließen und Geßner'ſche Idyllen ſchrieben. Da aber dies doch, trotz aller Anſtrengungen vom Theater und vom Büchermarkt jedes Atom Politik zu verſcheuchen, heutzutage nicht möglich iſt, ſo hat die Reaction und der Mode-Salon ein Interdict auf jedes politiſirende poetiſche Product gelegt. Es gibt aber immer Schriftſteller, die ſich um dieſes Interdict nicht kümmern, dieſe ſind dann nicht begünſtigt, und mögen ſchreiben ſo gut und ſo viel ſie wollen, man nimmt die Miene an, als hätte man nie ihren Namen nennen gehört. Ein Volk mit politiſcher Meinungsberechtigung würde dieſe Berechtigung auch auf ſeine Literatur ausdehnen, und da könnte der Fall unmöglich vorkommen, daß die kleine Minderheit der reactionären guten Geſellſchaft Namen und Renommées, wie die eines Schriftſtellers, ſo niederzuhalten wagen dürfte, als es namentlich mit dem verdienſtvollen Wilibald Alexis geſchieht, der ſeinem preußiſchen Vaterlande zunächſt eine nicht kleine Anzahl

wahrhaft gediegener und trefflicher Werke gegeben hat. Es ist nur eins zu tadeln bei diesem Autor, daß er von einer nie endenden Ruhelosigkeit ist, die ein poetisches Werk bei ihm nicht zu einem befriedigenden Abschluß kommen läßt. Er sieht nie das Ganze und Große der Schönheit und Wahrheit, sondern nur ein Stück derselben. An Sittenschilderungen ist er unendlich reich, und die altmärkischen Novellen, die er von Zeit zu Zeit publicirt, sind Gemälde von einer so naturgetreuen und ungekünstelten Färbung, von einem so markigen und oft sogar kühnen Umriß, daß sie die volle Zustimmung der Kenner verdienen und auch erhalten haben. Bei Schilderung moderner Zustände fehlt ihm die Grazie und Leichtigkeit, auch hat er nicht Gelegenheit gehabt, den Parketboden selbst zu betreten, den er zum Schauplatz der Bewegungen seiner Figuren macht. Dies ist aber nöthig, besonders wenn man Berlin schildern will, wo es fast nur aus dem Hofe und dessen Umgebung bestand, das heißt in der letzten Hälfte des alten und am Beginn dieses Jahrhunderts. In der Regel glaubt ein

deutſcher Schriftſteller — die engliſchen und franzöſiſchen ſind hierin ſchon gewitzigter — es ſei ſo leicht, von der Studirſtube oder dem Rauchzimmer des Caſinos ihres Provinzialſtädtchens aus, den Hof und die ſogenannte erſte Geſellſchaft zu ſchildern. Dies iſt nicht der Fall. Obgleich der Hof und die Ariſtokratie unendlich viel von ihrem Glanze und ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben, ſo bleiben ſie doch immer noch Gegenſtände der Beobachtung, die genau ſtudirt ſein wollen, nicht mehr und nicht minder als ein Sittenmaler die Einwohnerſchaft eines Dorfes, die ländlichen Geräthſchaften, die Wände, die ganze Umgebung einer Hütte ſtudiren muß, wenn er dieſe Perſonen und Gegenſtände uns vorzuführen beabſichtigt. Es haben ſich immer die intereſſanteſten Widerſprüche geltend gemacht, gerade beim Leben des Hofes und der höhern Stände. Früher, als ſie — was ſie jetzt wieder ſein wollen — die Alleinherrſchenden waren, und eine Geſchichte Europas nur eine Hofgeſchichte war, konnte kein deutſcher Roman exiſtiren, der dieſes Terrain ſchilderte,

ohne es zu kennen. Hat ein Autor den Hof geſehen, und dieſe ſogenannte erſte Geſellſchaft beobachtet, ſo wird man — er mag nun den modernen Hof eines Fürſten unſerer Tage oder den Hof Ludwig's XIV. ſchildern — gleich auf der erſten Seite ſeiner Schilderungen den Stempel der Wahrheit finden, den die eigene Anſchauung ſeinen Blättern aufdrückt. Und welch ein Feld für die Feder des Romantikers ſind gerade die kleinen deutſchen Höfe und die Ariſtokratie, die weltliche wie die geiſtliche, gegen Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Wie barock phantaſtiſch treten daſelbſt die Formen hervor und es iſt nicht zu leugnen, daß nach hundert Jahren eine Schilderung jener Zeiten wie ein wunderliches chineſiſches Bild ſich wird anſchauen laſſen, ohne Perſpective gemalt, aus tauſend bunten Tüpfelchen zuſammengeſetzt, und mit unmöglichen Verrenkungen und Verſchränkungen. Um aber dergleichen zu ſchildern, muß man die Höfe unſerer Tage ſehen, denn ſie ſind die Erben jener alten Höfe, und Hof bleibt Hof, er mag ſich noch ſo ſehr

gemodelt haben nach gebieterischen, nicht zu umgehenden zeitgemäßen Foderungen.

Es ist schon anderwärts darauf hingewiesen worden, wie sehr es nöthig ist, daß dem jungen unadeligen Autor die Kreise der höhern Gesellschaft, und womöglich auch die des Hofes geöffnet werden mögen; wie dieses, wenn es geschähe, unendlich nicht allein für die politische Bildung beider Theile, sondern auch für die einheimische Literatur dienlich wäre. Mit dieser letztern haben wir es nur hier zu thun. Der Hof und die erste Gesellschaft haben factisch aufgehört ein von einer chinesischen Mauer umschlossenes Terrain zu sein; also warum dort die Barriere aufhalten, wo sie am wenigsten Nutzen den Verschanzten bringt, von wo im Gegentheil ein nicht zu verachtender Bundesgenosse Eintritt erhalten kann. Wenn die erste Gesellschaft es durchzusetzen versteht, daß sie die Talente für sich gewinnt, so ist viel gewonnen, aber auch schon nicht Geringes ist erreicht, wenn sie dahin gelangt, sie sich nicht geradezu zu Feinden zu machen. Die Reaction arbeitet jetzt darauf hin,

alle wahren und echten Talente weit von ſich zu verſcheuchen, ja ſie zu ihren entſchiedenen Feinden zu machen. Wo das Kleine und Schwache allein nur annehmenswerth erſcheint, bleibt das Große und Starke natürlich zurück. Was wird die Folge ſein? daß ſich eine zweite „Erſte Geſellſchaft" begründet, die die alte „Erſte" verdunkelt und der Vergeſſenheit anheimgibt. Es iſt wahr, wenn der Hof und die erſte Geſellſchaft ſich bemüht um ein Talent, das in den nächſtfolgenden Geſellſchaftsſchichten groß geworden, ſo trifft es — in Deutſchland — auf einen ebenſo empfindlichen bürgerlichen Dünkel, als es der adelige nur ſein kann; dies muß man zur Entſchuldigung der erſten Geſellſchaft und des Hofadels ſagen, wenn er in höchſt ſeltenen Fällen wirklich darauf ausgeht „ſich populär zu machen" und „Talente zu fiſchen". Ich will nicht an den Hof und zu dieſem Adel! ſagt das bürgerliche Talent. Wir wollen nur unter der Miene der Protection einen Künſtler, einen Schriftſteller, einen Gelehrten an unſerm Theetiſch, an unſerer Mittagstafel ſehen! ſagt der

Adel. So kommt keine Annäherung zu Stande. Während, wenn der Künſtler bedenken wollte, daß vielen ſeiner Schilderungen und Geſchöpfen die Wahrheit fehlt, wenn er gerade dieſen Theil ſeiner Gemälde unſtudirt läßt, während, wenn er bedenken wollte, daß Leichtigkeit in den geſellſchaftlichen Formen, theilweiſe Grazie und Feinheit doch immer noch in jenen Kreiſen zu finden und zu erlernen ſind, er ſich willig zu einem Zugeſtändniß des Bedürfniſſes und Entgegenkommen verſtehen könnte und würde, andererſeits die erſte Geſellſchaft unleugbar durch ein Zugeſtändniß des Bedürfniſſes und ein Entgegenkommen ihrerſeits großen Gewinn an Bildungsſtoffen davontragen würde.

Dieſe Zumuthungen gehören freilich bei dem jetzigen Zuſtand der Dinge zu den frommen Wünſchen; denn gerade heutzutage iſt man bemüht, auf beiden Seiten jede alte Schranke neu aufzurichten, und tauſend Hände arbeiten daran, die ſchadhaft gewordene chineſiſche Mauer um den Hof und die excluſiven Stände neu aufzurichten, womöglich um das Doppelte zu erhöhen.

Es sei uns vergönnt noch ein paar schriftstellernde Federn zu nennen, die bei der Ungunst der jetzigen Verhältnisse doch nicht ihre Thätigkeit eingestellt haben. Man muß dies anerkennen. Denn wer heutzutage schreibt und nicht erkauft ist, muß nothwendig eine Mission fühlen, und eine solche, mag sie noch so gering sein, ist immer ein anerkennenswerthes Motiv der Schriftstellerei. Ein ungemein frisches Talent ist das der Fanny Lewald, und wenn sie gleich jetzt zu den nicht beachteten schreibenden Producenten gehört, so muß sie dies nicht anfechten; auch sie schreibt aus einer innern Nothwendigkeit heraus, und deshalb ist keins ihrer Worte verloren. Wer die Wahrheit sucht, sie mit der ganzen Inbrunst der Seele sucht, kann tausend Gebrechen an sich haben, das eine Gebrechen hat er sicherlich nicht, daß er den Modethoren gefällt, denn diese sind ewig abgesagte Feinde jedes Strebens nach Wahrheit und Selbständigkeit. Dieses Streben nach Wahrheit, dieses Bedürfniß, Alles abzuweisen, was auf Knechtschaft der Seele, auf Lüge deutet, sei es Selbst-

belügung, sei es Lüge im Dienste der Welt, ist das charakteristische und wahrlich nicht unehrenwerthe Merkmal der Feder dieser Schriftstellerin. Im Felde des Romans ist sie nicht glücklich. Ihr skeptischer und die Dinge scharf ansehender Geist läßt das brütend warme Phantasie-Dilemma nicht aufkommen, in dessen feuchter Hitze die Keime jener Leidenschaften sich entwickeln, die von dem Verstande nie begriffen, von dem Urtheil nie zergliedert werden können. Je weiter sich die Logik des Urtheils von der Leidenschaft abwendet, desto intensiver und glühender wird sie, bis zuletzt Alles an ihr sich in Mystik und Wunder auflöst. Mit dem Verstande allein schreibt man nie einen guten Roman; er muß Stellen enthalten, denen man anmerkt, daß die Feder der sterblichen Hand entgleitet und, von einem Dämon erfaßt, weiter fliegt. Die Romane der Lewald sind daher Abhandlungen, die irgend ein Thema, ein sociales und politisches, durchführen, und in welchem die Personen am Wagen nebenbeilaufen, der das Gepäck des Autors trägt.

Da wir oben von dem Streben nach Wahrheit gesprochen haben, so führt uns dies auf eine interessante Parallele, die wir zwischen zwei Frauen ziehen können, die beide mit einer ungewöhnlichen Begabung ihre Laufbahn angetreten haben. Es ist anziehend und für den Beobachter der menschlichen Natur belehrend, zu sehen, wohin die Wege geführt haben, die diese beiden Suchenden nach Wahrheit eingeschlagen. Fürs Erste bemerken wir, daß diese Wege nach völlig entgegengesetzter Richtung auseinandergegangen sind. Die Eine hat dieses Streben nach Wahrheit dem Skepticismus und einem Abweisen aller und jeder religiösen Doctrin in die Arme geführt, die Andere ist in ein Kloster gegangen. Beide glauben das Rechte gefunden zu haben, die Eine in der völligen Freiheit von jeder Fessel des Dogma, es mag heißen wie es will, die Andere indem sie sich ohne Rückhalt dem strengsten Dogma unterwirft. Beide haben in der Welt gelebt, eine geraume Zeit; beide haben, bevor sie zu dieser Umwandlung gelangten, Lust und Ehre der Weltkinder gesucht

und die kirchlichen Satzungen mit der großen Menge willig aufgenommen. Plötzlich wird beiden das bisherige Leben verhaßt; beide fühlen sich gedrängt, der Welt offene Geständnisse abzulegen, wie es mit ihrem Geiste, der eine Feuertaufe erhalten, beschaffen sei, beide zeigen sich entschlossen, für ihr ganzes Leben mit den herrschenden Meinungen, in denen sie auferzogen, zu brechen. Es liegt darin eine Kühnheit, die sich bei Frauen selten finden mag, die aber sicherlich auch ein Product unserer heutigen Gesellschaftszustände ist, die etwas Desolates in ihrem Keim haben müssen, das zu solchen verzweifelnden Schritten treibt. Namentlich werden die Frauen gedrängt zu einer Art Oeffentlichkeit, die, wenn wir frühere Zustände betrachten, in der That höchst auffällig ist. So sehen wir denn auch diese beiden Frauen vor uns stehen, die eine eine Heidin, die andere eine Nonne. Es bleibt nun abzuwarten, welcher von beiden es gelungen ist, einen Sieg über ihr eigenes Ich davonzutragen, ein Sieg, der, wie Kenner der menschlichen Natur behaupten wollen, bei

Frauen doppelt und dreifach ſo ſchwer ſein ſoll wie bei uns Männern. Dieſes eigene imperialiſtiſche Ich, dieſe abſolute Selbſtvergötterung war bekanntlich bei der Gräfin Hahn von einem ſo penetranten Parfüm, daß es alle ihre — in Babylon geſchriebenen Werke — faſt ungenießbar machte. Jetzt verſichert ſie, dies Ich beſiegt zu haben; wenn dies wirklich der Fall iſt — und wer wagt es, hier Richter zu ſein! — ſo verdient dieſe Frau, die ſo unendlich von der Selbſtſucht gelitten hat, und die nun ihren Feind zu Boden geworfen — unſere ganze Bewunderung und unſere ganze — verſteht ſich — chriſtliche Liebe. Das wäre denn allerdings ein Pröbchen von den zerſtörenden und reinigenden Flammen, die in dem Buſen eines heiligen Auguſtins gewüthet haben.

Da wir keine Literaturgeſchichte ſchreiben, auch nicht einmal eine Specialgeſchichte der berliner Literaten, ſo brechen wir hier ab, und wenden den Blick auf einige Zeitblätter, und zwar nur auf ſolche, die der allgemeinſten Beſprechung vorliegen.

Ein Zeitblatt, wie es Preußen noch nie gehabt hat, ein Blatt, in welchem ſich eine ſo compacte politiſche Meinung mit einer ſo ſcharfen Originalität der Auffaſſung und mit einer ſolchen felſenfeſten Conſequenz des Standpunktes ausgeſprochen hat, iſt die Neue Preußiſche Zeitung, gemeinhin von Feinden wie von Freunden die Kreuzzeitung genannt. Dieſes Blatt iſt ohne Frage die bedeutendſte Frucht der Revolution. Die Kühnheit, mit der es auftrat, war bewunderungswürdig, die Raſchheit, mit der es an Ort und Stelle iſt, wo es einen Kampf gibt, iſt nicht minder ſtaunenswerth und alsdann iſt ihre Zähigkeit und Ausdauer eine für ein Organ dieſer Bedeutung unſchätzbare Eigenſchaft. Sie erſchien auf dem Kampfplatz gleich nach Ablauf der erſten Wochen nach den denkwürdigen Ereigniſſen, und ſie erſchien ſogleich mit einem offenen Viſir, zu einer Zeit, wo, wenn ſich Kräfte zeigten ähnlicher Tendenz, dieſe für gut fanden, maskirt und mit gehörigem Hinterhalt zur Deckung des Rückens zu erſcheinen. Die neuerrungene Preßfreiheit nahm ſie ſogleich in Anſpruch, um aller Welt,

und wenn es nöthig war, ihrer Partei selbst, die Wahrheit zu sagen. Wir sprechen hier, wohl zu beachten, von der äußern moralischen Ausrüstung des Blattes; von der Doctrin, die es vertritt, sprechen wir nicht. Diese ist eine Sache für sich. Man kann der Zeitung unsäglich feind sein, man kann nur mit Erbitterung ihre Angriffe lesen, und muß dennoch die Wahrheit obiger Sätze zugestehen. Diese Zeitung hat es zu Dem gebracht, was noch keine Zeitung in Deutschland erreicht hat, sie ist zu einer Individualität geworden. Sie mag nun im Kampf der spätern Zeit siegen oder untergehen, es wird immer ein Andenken an sie bleiben wie an einen großen Mann.

Ihr am meisten ähnlich an Kühnheit und Energie, wie an Zähigkeit und Ausdauer, ist ihre erbitterte Feindin auf dem Schlachtfelde der Parteien, die Urwählerzeitung. Ebenso wie bei der Kreuzzeitung werden auch bei diesem entschieden demokratischen Blatte die leitenden Artikel kurz, allgemein faßlich mit der Kernsprache entschiedener Meinung geschrieben; das größere

und umfaſſendere Talent der politiſchen Diatribe möchte jedoch auf das erſtere Blatt fallen. Auch iſt die Rüſtkammer und das Zeughaus der Kreuzzeitung beſſer verſehen und mit mannichfaltigern Waffen angefüllt. Zu dieſen Waffen gehören auch die oft geſcholtenen Klätſchereien und Espionagen des Zuſchauers, die allerdings in der Zeit der Noth von großer, unberechenbarer Wirkung waren, immer aber dem moraliſchen Anſehen des Blattes geſchadet haben. Man wollte und mußte ſiegen und da fuhr man denn in die Maſſen hinein mit einem Sichelwagen, nicht mit dem Schwerte allein, das den Leuten auf die Köpfe ſchlug, ſondern auch mit der krummen Sichel, die ihnen unverſehens die Beine unten wegſäbelte.

Von dieſen zwei Zeitungen abgeſehen, iſt das Andere, was übrig bleibt, kaum der Beſprechung werth. Es ſind halbfarbige, ſogenannte vermittelnde Blätter, die, wenn gerade ihre oft wechſelnde Redaction ein Talent birgt, gutgeſchriebene politiſche Exercitien liefern, die aber, alle zuſammen in einen Topf geworfen, als

Niederſchlag keine feſte politiſche Meinung, höchſtens eine confuſe Vermittelungspolitik geben, mit der Niemand etwas anzufangen weiß. Es iſt vorauszuſehen, daß wenn die Zuſtände ſich noch weiter ſo entwickeln, wie ſie jetzt im guten Gange ſind, dieſe und die obigen zwei Hauptzeitungen gänzlich eingehen werden, und Berlin wieder ſeine zwei alten, zwei legitimen Zeitungsſtempel auf dem fahlen Druckpapier der Voſſiſchen und Spener'ſchen nur allein noch zu ſehen bekommen wird. Und in der That, wozu Zeitungen, wenn alle Dinge auf dieſe oder jene Weiſe feſtgeſetzt und geregelt ſind und man die Staatsbude für jeden Zutritt ſchließt? Daß es dahin kommen wird, und zwar bald, iſt kein Zweifel. Schon jetzt haben jene oben genannten zwei Hauptblätter in ihren diametral auseinandergehenden Richtungen nichts Anderes zu ſagen als Wiederholungen bald mit dieſer, bald mit jener kleinen Abänderung, bald mit dieſem, bald mit jenem Zuſatze. Ein Zeitungsblatt will aber wie jedes andere Blatt „im Winde wehen"; wenn es aber keinen Wind gibt? Ein unſicht-

bares aber allmächtiges Blatt wird geſchrieben mit einer ſehr ſpitzigen Stahlfeder; dieſes Blatt iſt der Feind aller Blätter, ſie mögen Namen haben, welche ſie wollen.

Die Conſtitutionelle Zeitung, die eingegangen iſt, beſaß in der Perſon des Herrn Koſſak einen geiſtvollen und witzigen Feuilletoniſten, der die Vorkommniſſe des Tages, mitunter auch literariſche Erſcheinungen und Bühnennovitäten, mit jener ſcharfen negirenden Perſifflage betrachtete, die der berliner Kritik eigen iſt, und die gleich damit anfängt, ehe das Ei noch gelegt iſt, vorauszuſagen, daß deſſen Schale nicht rein, ſein Inhalt nicht untadelhaft iſt. Dieſe ſo biſſige und ewig ſpöttelnde berliner Kritik würde, wenn ſie in Wahrheit ſo bös gemeint wäre, der Production unendlich ſchaden; allein Jedermann weiß, daß dieſer negirenden Kritik eine ebenſo ausſchweifende und inhaltleere Begeiſterung zur Seite geht, und ſo wüthen beide Kräfte unausgeſetzt gegeneinander, ſind aber, nahe betrachtet, eigentlich Ein und Daſſelbe, nämlich die Gabe, die Berlin beſitzt, ſich für Alles, was ihm nahe kommt,

auf einige Zeit hin unbeſchreiblich zu intereſſiren. Wir kennen andere Städte, in denen bedeutende Erſcheinungen ohne Tadel, aber auch ohne Enthuſiasmus aufgenommen werden; wir ziehen unbedingt Berlin vor. Schon das althergebrachte echte berliner Sprüchwort „Bange machen gilt nicht" beweiſt, daß man zwar eine ſcharfe, ſalzige und bittere Kritik höchlich liebt, ihr aber keine große Macht einräumt, weil man ſchon weiß, daß ſie „über die Schnur haut". Warme, volle, in ruhigem Schaffen unbeirrt ſein wollende Naturen können daher dieſes ewige Witzeln der Berliner nicht leiden und fühlen ſich anfangs todtunglücklich. Daher der Ruf, Berlin vernichte jede Production; ſpürt man näher nach, ſo iſt es nicht ſo ſchlimm, und nicht zu leugnen iſt, daß dieſes witzige Wetterleuchten die Atmoſphäre rein erhält von manchen Dünſten und Düften, die ſich anderswo breit auf Schaffen und Denken legen. Es geht aber allerdings oft viel zu weit.

Da wir eben dieſe Seite der berliner Intelligenz ins Auge faſſen, ſo dürfen wir ein

Blatt nicht unerwähnt laſſen, das ſich recht eigentlich als Wappendeviſe dieſes Witzeln und „Heruntermachen" gewählt hat; es iſt dies der „Kladderadatſch". Er entſtand in dem heißen Sommer 1848 und ſeine Windeln waren gefärbt mit dem Blute des Straßenkampfes. Von dieſem ſeinem Urſprung hat er jetzt ſehr wenig mehr an ſich. Die ſpäter nothwendig erachteten Einſchränkungen der Preſſe haben ihn nach und nach zu einem friedfertigen und unſchuldigen Spaßmacher gemacht, der, wenn er ſich ja noch auf das Feld der Politik wagt, fremde Zuſtände bewitzelt. Bei ſeinem Beginn und auch noch zwei Jahre lang war dieſes Blatt eine wirkliche Macht; es wurde aber auch mit einer Energie geſchrieben, und mit einem Aufwand von Witz und Kühnheit ausgeſtattet, der in Deutſchland beiſpiellos war, und nur in England im „Punch" etwas Ebenbürtiges findet. Dazu kam, daß ein talentvoller Zeichner ſich der politiſchen Caricatur mit ebenſo großem Glücke bemächtigte, als es die Feder im Texte that. Einzelne Blätter, die man aufbewahrt,

und ſich jetzt noch zeigt, ſind wahre Meiſterſtücke feſſelloſer, unerſchrockener und bis aufs Blut ätzender Satire. Der berliner Witz hatte ſich hier zu einem Adel und einer Bedeutung aufgeſchwungen, die ihn zu einer Macht ſtempelten. Es war natürlich, daß man dieſe Stimme zum Schweigen brachte; mit ihr vereint nach dem neuen Syſtem regieren, war unmöglich. Was das Blatt jetzt liefert, iſt immer noch witzig genug, um auf dem Deſſerttiſch der Machthaber einen vorübergehenden angenehmen Kitzel zu erregen; ſeine eigentliche Miſſion hat aufgehört.

Nebenbei muß man anerkennen, welch einen außerordentlichen Aufſchwung ſie gemacht, ja welch eine völlig neue Schöpfung die politiſche Caricatur ſeit dem Jahre 1848 geworden — ſowol was Zeichnung betrifft, als auch techniſche Ausführung. Wie raſch ſind Material und Darſtellung zugleich gefördert worden! Wenn man hiergegen die ſchwachen, ſtümperhaft ausgeführten Illuſtrationen vor dem genannten Jahre betrachtet, welch ein Unterſchied! Freilich,

die unnachahmliche Friſche und die geniale Conception des „Punch“ iſt nicht erreicht, allein den beſten franzöſiſchen Blättern dieſes Genre kann ſich der Kladderadatſch mit gutem Fug, was ſeine Illuſtrationen betrifft, an die Seite ſtellen. Es gilt dies Alles von dem Blatte, als es in ſeiner Kraft und Fülle war; doch auch ſo, wie es gegenwärtig iſt, wüßten wir kein Blatt in Deutſchland, das abgeſehen von ſeiner politiſchen Bedeutſamkeit auch artiſtiſch ſo friſch und trefflich ausgeſtattet wäre.

Ein kleines Wort über den Unfug der Illuſtrationen ſei hier einzuſchieben geſtattet. Es iſt wahrhaft ekelerregend, wie man's jetzt mit den Bildern treibt. Alles und Jedes wird gezeichnet, wüſt, klerig, ſchäbig — den Zeigefinger und den Daumen mit der fetten Druckſchwärze färbend, wenn man dieſe Blätter anrührt. Von Kunſtwerth, auch dem allergeringſten, iſt längſt nicht mehr die Rede; es ſind eben nur Klexe. Was ſoll das? Wem zum Nutzen wird dergleichen heilloſer Spektakel verübt? Man ſehe die Illuſtrationen allein in den Kalendern! Eine

Unzahl kaum erkennbarer kleiner Bildchen, die bald dieſes Landſchäftchen, bald jene Stadtanſicht vorſtellen ſollen, bald ein elend componirtes Genrebildchen, bald eine völlig verunglückte Copie irgend eines Gemäldes. Alles in ungeheurer Menge, Alles entſetzlich billig. Aber wer hat Freude daran? Wenn man das Volk — wie es jetzt der banale Modeausdruck vorſchreibt — dabei im Auge hat, ſo fragt ſich, zu welchem Zwecke dieſem gerade in der undeutlichſten Manier die unpaſſendſten und überflüſſigſten Dinge beigebracht werden ſollen. Gebildet wird der Landmann nicht durch ein ſo wüſtes Durcheinander von Allerlei, künſtleriſch angeleitet noch weniger. Sehen wir jedoch von dieſen Kalendern ab, in welchen freilich der Unfug am weiteſten getrieben wird, ſo erblicken wir eine große Anzahl Flugblätter und Zeitſchriften, die ebenfalls ihre Leſer mit der ſchlechteſten Waare von Illuſtrationen überſchütten. Man ſage immerhin, dergleichen iſt nur für den Augenblick, allein die Woche, der Monat, das Jahr beſteht aus Augenblicken,

und jede Minute etwas Verfehltes, Schwaches, Albernes oder Dummes ſehen zu müſſen, Das kann einen geſunden Menſchen krank machen. Wir ſind ſehr für Illuſtrationen, aber für wenige und gute. Nicht jedem Stümper darf es erlaubt ſein, ſich des Steines oder der Holztafel zu bedienen, um darauf, im Intereſſe eines ſpeculirenden Verlegers, ein Zeugniß ſeines Geiſtes- und Geſchmacks-Bankrotts einzuſchaben und einzuſchneiden. Wie roh, wie ekelhaft cyniſch und wie ſchlecht gezeichnet iſt Alles, was gewiſſe Blätter liefern — wir wollen hier nur die Düſſeldorfer Monatshefte (mit Ausnahme der zwei jeden Monat beigegebenen Steinzeichnungen) und die Münchener „Fliegenden Blätter" nennen. Wenn das Weſen der Caricatur in nichts Anderm beſtände, als daß man im Stile der „Plankenmänner", wie ſie von der genialen Hand der Schulbuben an jedem freiſtehenden Zaune geliefert werden, den Figuren ungeheure Mäuler, entſetzlich große oder faſt unſichtbar kleine Naſen macht, und ſo weiter in allen andern Außendingen, dann

allerdings haben jene Blätter das Höchſte in ihren Aufgaben geleiſtet. Aber dieſe troſtloſen Caricatur-Schöpfer, die ſelbſt mehr als ihre Schöpfungen der Caricatur angehören, ſollen nur einen Blick auf jedes noch ſo winzige Bildchen des Punch richten, um zu ſehen, wie das Zerrbild, wenn es künſtleriſchen Werth haben ſoll, behandelt ſein will. Nicht jede dumme und grobe Fratze iſt eine Caricatur. Man ſehe die franzöſiſchen Caricaturen an, beſonders da, wo ſie Darſtellungen aus dem geſellſchaftlichen Leben geben, namentlich die Illuſtrationen von Bertal, der genialen kleinen Kunſtwerke von Grandville nicht zu gedenken. Allein der Deutſche iſt in der Regel plump, wenn er ſcherzen will, er iſt ſofort mit einem großen Feldſteine bei der Hand, wenn es gilt eine Fliege wegzuſcheuchen. Die Ueberſchwemmung mit Illuſtrationen der roheſten und leichtfertigſten Art hat auch noch den Nachtheil, daß der Kupferſtich zurückgedrängt wird, daß die beſſere und feinere Production auf Stein und Holz nicht zur Geltung kommt. Wo Unternehmungen der Art auftauchen, ſtößt ſich

das einmal verwöhnte Publicum an den höhern Preis, und bedenkt nicht, daß eine gute Waare auch den ihr entſprechenden Preis in Anſpruch zu nehmen hat. — Doch es iſt begreiflicherweiſe hier nicht der Ort, noch mehr und Weiteres über dieſe Zeitunart zu ſagen; es iſt genug, auf ſie hingewieſen zu haben.

Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater.

Es hieße den Zweck dieſer Blätter verkennen, wollte man erwarten, daß ein ausführlicher Nachweis gegeben werde über Das, was Berlin an Sammlungen, die Kunſt betreffend, beſitzt; ebenſo wenig darf eine Aufzählung aller Ateliers erwartet werden; es wird von Allem nur Das gegeben, was ſich der Kenntnißnahme aufdrängt, ſei es nun durch den wahren Werth der Production, ſei es weil es Modeſache geworden. Gelehrte Blätter gibt es, die gelehrt über dieſe Dinge Auskunft geben, um, wie der Deutſche es ſo ſehr liebt, „gründlich" ſich zu inſtruiren; in dieſen ſchlage man nach.

Berlin hat etwas unbeſchreiblich Heiteres in ſeinen Straßen, Plätzen und öffentlichen Monumenten. Es iſt — wie man ſagen möchte — eine comfortable Stadt. Ueberall iſt Platz —

nicht ſo übermäßig wie in Petersburg — ſondern gehörig Platz für Haus und Mann. In Wien gibt es Straßen, die verlängerte Brunnen ſind, dunkel, tief, ewig feucht, in Berlin ſucht man ſolche vergebens. Die engſten Straßen gibt es in dem älteſten Theile der Stadt, im ſogenannten Cöln. Auch macht das Einmiſchen der Gärten einen gar anmuthigen Eindruck. Ein grüner Baum inmitten von Häuſerreihen iſt wie eine Blumenvaſe auf einer wohlbeſetzten Tafel. Welch ein hübſches Stückchen Garten bilden die vielgeprieſenen „Linden"; es iſt lächerlich, daß es Mode geworden, nicht unter den Bäumen, ſondern nebenbei auf dem Trottoir zu gehen. Freilich gab es eine Zeit, wo ſelbſt die „Linden" politiſirten; wo ſolch ein Baum von oben bis unten mit Placaten bedeckt war, und die ſchlimmſten demokratiſchen An- und Zureden las ſich das Publicum von dieſen unſchuldigen Colporteuren ab. Oben im Gipfel rauſchte es und ſangen Vögel, unten ſtritten ſich in grimmer Aufregung die geſchriebenen und geſprochenen Stimmen. Jetzt hat dies aufgehört, und die

alten gelben und rothen Affichen haben wieder ihren Platz eingenommen, die da Nachricht geben von unschuldigen Concerten, Pferderennen, Kunststückchen, Vorstadttheatern und sonstigem Trödel einer großen Stadt. Die Bäume sind wieder anständig und loyal geworden; aber es nützt ihnen nicht; sie haben sich einmal compromittirt, jetzt geht man ihnen aus dem Wege.

Das prächtige Brandenburger Thor hat sehr viel von seiner Schönheit eingebüßt, indem man erlaubt hat, daß sehr hohe Nebengebäude sich haben daranschließen dürfen; dadurch erscheint das Thor gedrückt, der ganze Platz aus seinem Verhältniß gekommen. Das Gebäude, das hinzugekommen, hätte ein ganzes Stockwerk niedriger sein müssen, um dem Thor nicht zu schaden. Die Victoria, der Ruhm Preußens, darf auch in dieser Beziehung nicht verkleinert werden. Von dem Thore bis zum königlichen Schlosse macht die Muse Rauch's die Fremdenführerin. Dieser Künstler hat nicht weniger als vier große Standbilder in dieser kurzen Wegstrecke aufgestellt, unter denen eine Reiterstatue

ſich befindet, und zwar die an Material und Arbeitskräften koſtbarſte, die in neueſter Zeit ausgeführt worden. Man hat ſo viel Rühmens von dieſem Rauch'ſchen Friedrich dem Zweiten gemacht, man hat ſo oft und ſo laut verkündet, daß nun endlich einmal ein wahres, echtes Nationaldenkmal dem Ruhme des großen Königs errichtet ſei, daß vor dieſem tauſendſtimmigen Ruf die tauſendundeine Stimme, die ſich erlaubte, eine, wenn auch nur ſchwache Oppoſition zu bilden, ſicherlich von Niemand gehört worden iſt, und dennoch wird dieſe Eine Stimme ſich ohne Zweifel durchzudrängen wiſſen, wenn dereinſt der „Berliner Lärm", ein Lärm, der lärmender iſt als jeder andere Lärm der Erde, wird verklungen ſein. Er verklingt ſehr bald. So ſchmetternd er iſt, ſo wenig lange dauert er. Rauch hat ſich über Anerkennung nicht zu beklagen, und dennoch befriedigen ſeine Arbeiten die höhern künſtleriſchen Anſprüche nur wenig. Es mag ſein, daß er immerdar nur zu ſehr für rein äußerliche Zwecke gearbeitet hat, dieſes ſchadet der poetiſchen Innerlichkeit eines Künſtlers un-

gemein. Es iſt ſo, als wäre ein Dichter gezwungen, immer nur Gelegenheitsgedichte zu machen. Faſt die ganze Anzahl der Rauch'ſchen Productionen ſind Gelegenheitsgedichte in Marmor oder Erz. Gut, wenn es noch Gedichte ſind; einige ſind nichts als gut gelöſte Aufgaben. Dieſe Statuen-Macherei iſt jedoch nicht ein Kennzeichen dieſes oder jenes einzelnen Künſtlers, ſie iſt das vorſtechende Merkmal unſerer Zeit. Wenn wir nach München blicken, ſo finden wir ſie auch dort. Der einzige Thorwaldſen machte eine Ausnahme, er ſchuf Gebilde, aus innen heraus, nicht von außen nach außen. Jeder Bildhauer muß etwas vom Pygmalion an ſich haben, er muß ſich in ſeine Geſchöpfe verlieben können; unſere Bildhauer verlieben ſich nur in das Geld, das ihnen dieſe oder jene Beſtellung einbringt. Daher ſollte man füglich die Plaſtik auf einige Zeit ruhen laſſen, ſo wie man dies mit der Bühne thun ſollte, weil Das, was jetzt geſchaffen wird, ins Leben tritt, ohne daß Der, der es ſchafft, und Der, der es empfängt, irgend ein wahres wirkliches Intereſſe daran

hat. Die ſchönen Künſte, als organiſche Erſcheinungen, wollen ebenfalls günſtigen Boden, günſtiges Wetter haben; beſonders die Plaſtik iſt eine nur nach langen Zeitperioden blühende Aloe; factiſch iſt ſie nur einmal, das iſt in Griechenland, zur Blüte gekommen, es iſt möglich, daß ihr in den nächſten tauſend Jahren wieder eine Blüte bevorſteht, unſere Zeit iſt aber ſicherlich nicht eine ſolche; darüber möchten wol alle unſere Winckelmanne einig ſein. Portraitköpfe — die kann unſere Zeit ſchaffen, und die ſchafft ſie auch und zwar in großer Vollendung, ſobald aber der dem Kopfe anhangende Leib dargeſtellt werden ſoll, ſo hängt ſich ſogleich der Ballaſt unſerer albernen Kleidertrachten an die Schwingen des Genius und zerrt ſie hinab. Und dennoch welch ein Glück — unſere Bekleidung! Denn wenn wir das Nackte wiedergeben wollten, das heißt unſer Nacktes, unſer durch enge Stiefeln, alberne Hüte, zuſammengeſchnürte Taillen erbärmlich gemartertes Nacktes, abgeſehen davon, daß wir ſchon von vornherein klägliche Leiber von der Mutter Natur erhalten haben, ſo wäre

das vollends der Todesstoß für die Plastik. Wir können also nur, wenn wir Nacktes geben, eine hundertfache, eine tausendmalige Copie der griechischen schönen Nacktheit geben. Es ist in der That gar wenig Spielraum für den Bildhauer. Aber das Genie, wenn es mit dem Bedürfniß zusammentrifft, öffnet immer mächtige Quellen, und so braucht man nicht bange zu sein: eines Morgens werden die Menschen erwachen und werden einen vortrefflichen Bildhauer haben, und werden staunenswerthe Werke des Meißels vor sich sehen, und es wird alle Welt mit Heißhunger wieder nach dem gemeißelten Wort verlangen. So ist's mit allen Künsten; es gehört „Hunger nach ihnen" dazu. So wie es jetzt ist, fällt es Niemandem ein, Hunger zu empfinden nach dieser oder jener beliebigen Figur, auf diesem oder jenem beliebigen Platze.

Indessen der Meißel ist einmal in der Welt, in den Marmorbrüchen wird fortwährend Marmor gebrochen — also die Waare geht nicht aus auf dem Markte. Sie ist aber nichts weiter wie

Waare. Darüber darf man den Rauch, den Schwanthaler unſerer Zeit keinen Vorwurf machen, ebenſo wenig wie wir es den Laube, den Gutzkow, den Moſenthal unſerer Tage es zum Vorwurf machen, daß ſie nicht unſterbliche Schöpfungen liefern. Wir haben nur kleine Talente, überall wo wir hinblicken, wir haben aber auch nur eine kleine Zeit. Die Dinge gehen in der Weltgeſchichte immer Hand in Hand.

Wieder auf die Rauch'ſchen Standbilder zu kommen, ſo iſt es unſere Pflicht beſonders über die Reiterſtatue Friedrich's etwas Genaueres zu ſagen. Hier müſſen wir nun bekennen, daß das Reiterbild ſelbſt, wenn es den ſeltſam verſchnörkelten und verzierten, mit überladenem Prunk ausgeſtatteten Sockel nicht hätte, eine wahrhaft imponirende und in lebendiger Schönheit, naturwahrer Charakteriſtik vollendete Geſtaltung abgeben würde. Aber das „Geſtell", wie der Berliner ſagt, verdirbt Alles. Welch eine unglückliche Idee, unter den Pferdehufen eine ganze kleine Welt von Berühmtheiten zu verſammeln

und ſie hier durcheinander wimmeln zu laſſen. Und unter dieſer Maſſe kleiner Männerchen befinden ſich auch kleine Pferdchen und alles Das iſt nur darum ſo klein und niedlich, damit der Held oben recht groß erſcheine. Man hat ihm eine Berühmtheit in Folio geben wollen und darum war es nöthig, dicht unter ihm eine Berühmtheit in Duodez aufzuſtapeln. Wenn Rauch dem Fürſten hat ſchmeicheln wollen, ſo iſt das eine kleinliche, niedrige Schmeichelei; denn ohne Zweifel iſt es der großartigen Denkungsart Friedrich's wenig angemeſſen ſeine ihm liebgewordenen Helden, mit denen er wie mit guten Kameraden und Freunden lebte, ſo tief unter ſich im lächerlichen Durcheinander zu ſehen; es wäre angemeſſener geweſen, ſie ihm zur Seite zu ſtellen. Vollends kläglich iſt's die armen Gelehrten in ihrem Winkel handthieren zu ſehen, und man empfindet unwillkürlich ein lebhaftes Bedauern, den berühmten Philoſophen von Königsberg ſeine ſchwierige Stellung unter einem Pferdeſchwanz behaupten zu ſehen. Alles das iſt, behaupten wir, nicht im Geiſte Friedrich's.

Er liebte seine Helden, er ehrte die großen Träger der Wissenschaft und des Lichts, mit ihnen zusammen, in ihrer Mitte ging die herrliche Heldenseele dem Ruhme und der Strahlenkrone der Nachwelt entgegen. Es ist überhaupt mit dem Schmeicheln eine eigene Sache; es ist eine althergebrachte Sitte, daß man den Fürsten die Wahrheit versagt und die Unwahrheit gibt, wenn diese Unwahrheit mit Goldflitter und Glasperlen auftreten kann. Hier tritt nun aber der seltene Fall ein, daß die Wahrheit gerade die schönste Schmeichelei ist; es ist also doppelt verwerflich Goldflittern und Glasperlen anzubringen. Hätte Rauch den König so hingestellt, wie er ihn einfach und wahr geschaffen, so wäre dem Wunsche des Patrioten wie des Künstlers ein Genüge gethan, er kam aber auf die unglückliche Idee zu schmeicheln und so entstand dieser Sockel, der nicht allein geschmacklos ist, sondern auch ornamental und architektonisch unpraktisch. Denn Niemand, außer den Abderiten, trostreichen Andenkens, wird eine Figur, wenn der Platz für sie ein gegebener ist, so aufstellen,

daß man von dem Reiter nichts als die Fußsohlen und vom Roſſe nichts als den Bauch ſehen kann. So ſteht aber jetzt die Figur. Man mag ſich hinwenden wohin man will, man erhaſcht keine günſtigere Seitenanſicht; an einer Anſicht von vorn oder vom Rücken iſt bekanntlich bei einer Reiterſtatue nicht viel gelegen. Stände die Figur auf einem einfachen Sockel, ſo wäre ihr und uns geholfen und die ganze kleine Puppenbude wäre dazu über Bord geworfen! Eine ungeheurer Vortheil! —

Wir kommen noch einmal auf das Schmeicheln der Maler und der Bildhauer zurück; und wir erkennen bei dieſem Beiſpiel von neuem, wie nöthig es iſt, daß unſere Maler, unſere Bildhauer zu der ſo ſehr verpönten und mit ſo großem Unrecht geläſterten und lächerlich gemachten Allegorie zurückkehren. Wir wollen dies gleich an den uns vor Augen ſtehenden Beiſpielen beweiſen. Angenommen, ein Denkmal, das einem großen Manne, das einem Fürſten errichtet wird, ſoll immerdar Embleme enthalten, die die Macht, die Tugenden, die großen und ſeltenen Erfolge

preiſen, welche der Held errungen. Welche Mittel ſtehen dem heutigen Maler, dem heutigen Bildhauer hierzu zu Gebote? Nur die materiellen Facta in hiſtoriſcher Auffaſſung! Da kommen nun ſolche Geſchmackloſigkeiten zu Tage wie wir ſie eben geſehen. Stellen wir neben dieſes moderne Denkmal ein viel früheres, das des Großen Kurfürſten auf der Schloßbrücke, und ſehen wir hier, welche Mittel dem Künſtler bei ſeinem Beſtreben ſeinen Fürſten und Helden zu verherrlichen zuſtanden und auch von ihm gebraucht wurden, ſo müſſen wir unbedingt eingeſtehen, daß der poetiſche Gedanke, die Faßlichkeit der Idee und die Schönheit nebſt Einfachheit der künſtleriſchen Ausführung auf Seiten des alten Künſtlers ſteht. Er hat nicht die geſammte Berühmtheit der Zeitgenoſſen unter die Pferdehufe ſeines Helden gebracht, ſowie es unſer moderner Künſtler, ungeſchickt ſchmeichelnd, gethan hat, er hat nur vier gefeſſelte und beſiegte Sklaven an den Sockel ſeines Heldenbildes angeſchmiedet, und welch einen ſchönen Eindruck machen dieſe ebenſo kräftigen, als in ihrem

Schmerz, in ihrer Demüthigung anſprechenden Geſtalten. Wie ſchön heben ſie ihre Arme zum Helden empor, wie trefflich iſt der Contraſt gedacht, der ſieghaften Ruhe oben, der Zerknirſchung, der Leidenſchaft, der flehenden Bitte unten! Zudem iſt hier kein Philoſoph unter den Pferdeſchwanz gebracht, ſondern ein beſiegter roher Volksſtamm, und dies hat einen Sinn. Ein Fürſt und Held, der rohe, wilde Stämme der Geſittung und Cultur zuführt, dem kann nicht wahrheitgetreuer gehuldigt werden, indem man die trotzigen Rieſen der Barbarei zu ſeinen Füßen gefeſſelt darſtellt. Dieſe gelungene Schmeichelei — wenn wir ſie ſo nennen wollen — war dem Künſtler jedoch nur möglich, indem er die Allegorie zu Hülfe rief. Welch einen langen, gelehrten Umweg hätte unſer Künſtler nehmen müſſen, ehe es ihm gelang zu ſagen, was er hier gleichſam mit einem Worte geſagt hat. Mit der Malerei iſt es dieſelbe Sache und wir wollen dieſe Behauptung ſogleich benutzen um hier einen Uebergang zu bilden zu den großen

Frescobildern Kaulbach's, die im neuen Museum in dem Treppenhause angebracht sind.

Wir verlassen also Rauch und seinen Großen Friedrich um in das Museum zu treten, das seine Säulenhalle uns entgegenhält, nicht lange nachdem wir das oben beschriebene Denkmal und die Linden verlassen.

Kaulbach hat den Mangel einer allgemein verständlichen Allegorie gefühlt und er hat dafür einen neuen Künstlerjargon an die Stelle gesetzt, aber es ist eine schwerverständliche, gelehrte und mit weithergeholten Beziehungen vollgepfropfte Symbolik geworden. Die Allegorie, wie sie die großen Maler des siebzehnten Jahrhunderts uns überantwortet haben, hat er nicht gemacht; ohne sinnbildliche Vermittlung hat er aber nicht zu malen verstanden, wie denn kein Dichter und Maler je zu malen oder zu dichten verstehen wird, und er hat demnach sich seine eigene Sprache geschaffen. Aber diese Sprache ist unverständlich. Man kann ein Kaulbach'sches Bild schon jetzt nicht ohne Commentar in sich aufnehmen; wie wird es später sein? Werden sich die Nach-

kommen die Mühe geben die Grammatik Kaulbach's immer mit ſich zu ſchleppen, werden ſie ſeine Eitelkeit, eine beſondere Sprache ſprechen zu wollen, nicht lächerlich finden, und werden ſie ſich nicht an die Verſtändlichkeit der Allegorie eines Rubens halten und die gelehrte Diſſertation unſers Meiſters einmal für allemal bei Seite laſſen? Das iſt die unglückliche Sucht neue Bahnen ängſtlich zu ſuchen, wenn dieſe neuen Bahnen nicht von dem Genius der Geſchichte und der Kunſtentwickelung von ſelbſt und naturgemäß dem Künſtler gewieſen werden. Es iſt wahr, die Spielereien des achtzehnten Jahrhunderts haben die Allegorie abgenutzt, aber iſt dies ein Grund ſie ganz bei Seite zu werfen? Kann ein Mittel, geiſtige Ideen und allgemeine Betrachtungen durch ſinnliche Eindrücke zu veranſchaulichen, ein Mittel, das die größten Geiſter früherer Zeiten angewendet haben, kann dies plötzlich, weil es die Mode ſo will, allen Werth verloren haben? Dies iſt unmöglich.

Wir wollen auf Kaulbach's Schöpfungen etwas näher eingehen, aber auch nur etwas;

denn wir haben uns immer vorzuhalten, daß es hier nicht der Ort iſt über dieſe Dinge irgendwie erſchöpfend zu ſprechen. Kaulbach hat den Thurmbau zu Babel gemalt. Die alten Maler haben dieſen Gegenſtand naiv aufgefaßt, ſie haben einen wirklichen Thurmbau dargeſtellt, der ins Stocken geräth, weil die Arbeitskräfte nicht zureichen und die Baumeiſter ſich unter einander entzweien. So erzählt auch die Bibel. Unſerm metaphyſiſchen Künſtler war dieſe naive Auffaſſung aber lange nicht genügend; er legte in dieſen Stoff die ganze Maſſe ſeiner hiſtoriſch-philoſophiſch-völkergeſchichtlichen Studien und damit hat er das Bild, das, wenn es in obiger Weiſe einfach und ſelbſtſprechend ausgeführt worden, Jedermann verſtändlich geweſen wäre, zu einer gelehrten, eines Commentars bedürftigen Abhandlung in Farben gemacht. Man ſieht ein halbvollendetes, koloſſales Bauwerk, auf deſſen oberſter Abdachung die Geſtalt eines zürnenden Herrſchers ſitzt. Zu ſeinen Füßen winden ſich Sklaven und liegen Götterbilder zertrümmert. Unten zu Füßen des Thurms unterſcheidet man

im Gewirre der fliehenden Figuren drei Gruppen. Die eine ſtellt einen Prieſter vor auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen, der ſich und die Seinigen rettet. Es ſind heitere, ſchöne Geſtalten und man erfährt, daß damit das ſpätere Griechenthum gemeint iſt; eine andere Gruppe, gleichfalls aus der allgemeinen Zerſtörung ſich rettend, zeigt das ſpätere ſtarre, orthodore Judenthum und die dritte Gruppe bezeichnet die Völker der ſpätern weſtlichen Cultur. Der Gedanke, wie man ſieht, iſt tiefſinnig und es läßt ſich nichts dagegen ſagen, daß dieſer vielbeſprochene Thurmbau auf dieſe Weiſe ſymboliſch gedeutet werden kann; nur muß der Maler an den Umfang und die Anwendbarkeit der Mittel denken, die ihm gegeben ſind metaphyſiſche und philoſophiſche Dogmen auszuſprechen. Der Umfang dieſer Mittel iſt ſehr gering. Die Welt des Malers hat es mit Sichtbarem zu thun und nur ſoweit kann er ſich mit der Idee einlaſſen, als es ihm gelingt dieſe vollkommen verſtändlich — nicht dem Eingeweihten und Künſtler — nein der großen Menge unter irgend eine Form zu

bringen. Wir möchten Hundert gegen Eins wetten, daß ohne ausführlichen Ausweis Niemand auch nur von ferne auf den zum Grunde gelegten Gedanken des Bildes verfällt, Niemand erräth, was dieſer zürnende König dort oben und was die fliehenden Gruppen hier unten bedeuten. Ein alter Künſtler, wenn er ſich überhaupt auf dieſes Gebiet der Reflexion begeben, hätte zu der Allegorie gegriffen, zu den einmal hergebrachten, allgemein verſtändlichen Figuren; er hätte die drei Welttheile perſonificirt und dieſe jene drei Gruppen anführen laſſen, er hätte es auf dieſe oder jene Weiſe angefangen aber ſicherlich immer ſo, daß ſpätere Zeiten immer noch im Stande geweſen wären zu wiſſen, was er gewollt. Eine zweite Compoſition Kaulbach's, die zum gleichen Zweck, auch als Ausſchmückung des Treppenhauſes beſtimmt iſt, und die die Verherrlichung der griechiſchen Cultur darſtellt, gleichſam das goldene Zeitalter Griechenlands, iſt eine ſo froſtige und gelehrte Compoſition, daß ſie auch nicht ein Stäubchen von Dem an ſich hat, was man ſich mit etwas Phantaſie von

der Geſtaltenpracht unter dem ſonnenfunkelnden Himmel dieſes herrlichſten Landes der Erde denken kann. Eine Menge ernſthafter Perſonen ſteht da und läßt ſich von einem langen, in einen faltigen Talar gehüllten Mann, der auf einem unglaublich kleinen Kahn herangeſchwommen kommt, etwas erzählen. Dieſer Mann ſoll Homer ſein, jene Zuhörer die Weiſeſten und Edelſten und Berühmteſten der Griechen. Oben in den Lüften, gar nicht im Zuſammenhange mit den Perſonen und Dingen auf der Erde wandelt ein Zug Götter dahin. Man kann dieſes Land der Wunder nicht kälter und feindſeliger auffaſſen, als es hier geſchehen iſt. Da wäre die Allegorie nun recht an ihrer Stelle geweſen, oder ſie hätte ſich vielmehr von ſelbſt in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Der Künſtler hätte Schiller's „Eleuſiſches Feſt" leſen ſollen um ſich mit wahrhaft griechiſcher Heiterkeit befruchten zu laſſen. Eine einzige kleine Skizze des im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebenden trefflichen Künſtlers Carſtens gibt mehr griechiſchen Himmel, griechiſches Liebes- und Heldenleben als

alle die Figuren dieſes mächtig großen Cartons. Gerade dieſe „Blüte Griechenlands“ zeigt an, auf welchem Abwege der Künſtler begriffen iſt, wie er durch Haſchen nach grübelndem Tiefſinn und nach gelehrtem Apparat die quellende friſche Jugend und Schönheit des Genius gelähmt, wenn nicht ſchon getödtet hat. Es iſt ein Unglück, daß heutzutage der Meißel docirt und der Pinſel philoſophirt. Goethe ſagt: „Bilde Künſtler, rede nicht — nur ein Hauch ſei dein Gedicht!“

Da wir nun einmal im Muſeum ſind, ſo wollen wir auch über dieſen impoſanten und großartigen Kunſttempel einige Worte ſagen. Das Haus iſt ſchöner als Die, die es bewohnen; das heißt die große Mehrzahl der Bilder und Sculpturen ſind bekanntlich lange nicht von Händen der Künſtler erſten, nicht einmal von denen zweiten und dritten Ranges. Könnte man die Galerie von Dresden in dieſe Räume bringen, ſo könnte ſich der Kunſtfreund nichts Beſſeres wünſchen. Das neue Muſeum hat noch herrlichere Räume, noch ſchönere Rotunden, noch hellere und weitere Säle als das alte, und

wird es erſt völlig im Bau und in der innern Ausſchmückung vollendet werden, ſo wird's unſtreitig der ſchönſte Kunſttempel in Deutſchland ſein. Da wir eben von unverſtändlichen Bildern geſprochen haben, ſo müſſen wir noch nachträglich des verworrenſten und unverſtändlichſten erwähnen, das uns jemals zu Geſicht gekommen; es iſt dies die Frescomalerei, die man auf der Wand der Säulenvorhalle des alten Muſeums angebracht. Auf den erſten Blick ſieht das Auge nichts als ein poſſierliches Durcheinander, eine Art Geſtalten-Ragout, eine verknotete und verwickelte Maſſe von einestheils blau angelaufenen, anderntheils roſenroth angehauchten unbekleideten Männern, Weibern und Kindern. Man ſieht Höhlen, in denen braunſchwarze Geſtalten kauern, dann ſieht man Figuren in den Lüften herumwüthen, gerade nur ſo weit, als ihnen der enge Raum, wo ſie mit andern zuſammenſtoßen, geſtattet. Kein Gott flüſtert dem armen Beſchauer mitleidig ins Ohr, was das Alles da oben zu bedeuten habe. Man muß ſich abermals einen Commentar kaufen und da

erfährt man — ja man erfährt eigentlich auch da nicht um was es ſich eigentlich handelt — genug, es wird Einem geſagt, daß der ſelige Schinkel, der Erbauer des Muſeums, nebenbei ein tiefſinniger Poet und ein mittelmäßiger Maler, ein Stück Schelling'ſcher Naturphiloſophie hier dem Publicum offerirt habe. Es war ein Mißgriff ohne Gleichen, daß man geſtattete dieſen apokalyptiſchen Wirrwarr an eine Stelle hinzupflanzen, die dem Auge der großen Bevölkerung der Hauptſtadt ſo ſehr zugänglich iſt. Was ſollen nun dieſe Maſſen naiver und einfacher Beſchauer, mit ihrem geſunden Sinn für das Allgemeinverſtändliche, für das Wahre und Faßliche in der Kunſt, zu dieſem Gallimathias in Farben ſagen? Man ſieht auch, wenn man die Phyſiognomie dieſer Beſchauer betrachtet, eine gewiſſe rührende Reſignation auf alles Verſtändniß in ihren Zügen ausgeſprochen, ein beklagenswerthes Staunen und ein lächelndes Verzweifeln. Hier und da wirft irgend eine kecke Ariadne einen Faden hin, um durch das Labyrinth zu leiten, und es ſind dann eine Menge ländlicher

Theſeuſe die daran weiter klimmen, aber plötzlich läßt dann wieder die ganze Maſſe muthlos die Unterhaltung fallen, und nur höchſtens aus der ſich verlaufenden Menge hält ein junger Soldat Stand, den Blick auf eine räthſelhafte junge Nymphe oder Göttin heftend, die oben blau und unten roth angelaufen iſt, und der Himmel weiß was für myſteriöſe Gaben vertheilt oder empfängt. Die große ſchöne Rotunde am Eingange iſt durch die oben angebrachten Gobelins um einen Theil ihrer decorativen Einheit und Schönheit gebracht; es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſe Behänge wieder entfernt und anderswohin placirt würden. Das Muſeum ſelbſt, ſeine Bildwerke und Gemälde ſind bereits oft der Gegenſtand ausführlicher Beſprechung geweſen, deshalb möge kein Wort weiter hierüber folgen; auch über die Kunſtſchätze des neuen Muſeums wäre es vorzeitig genauer zu berichten, da das Ganze erſt im Entſtehen iſt und bei der bekannten langſamen Art, wie Kunſtwerke hier gefördert werden — man denke nur an die Gruppen auf der großen Brücke, die nun ſchon eine faſt allzu

lange Zeit auf ſich warten laſſen — wol nicht ſo bald in ſeiner Vollendung vor das Auge treten wird. Ueber Einzelnes läßt ſich jedoch ſchon jetzt etwas ſagen. So ſind die Räume, die zur Aufbewahrung der ägyptiſchen Alterthümer beſtimmt ſind, nach unſerer Anſicht ein wenig kleinlich gerathen, und namentlich erſcheinen die Grabergrotten wie eine mit dem Gigantiſchen und Unheimlich-Großartigen getriebene Spielerei. Wie will man dieſes alte Land der Wunder in ein kleines Cabinetchen bringen? Wie kann man von dieſer Stadt der Todten ein kleines Modellchen geben wollen, indem man ein zierliches Grottchen, ein Sarkophagchen, ein Obeliskchen mit einem klein bischen Schatten, ein klein wenig Finſterniß und einem Miniatur-Schrecken ausſtattet. Dicht daneben an den hellen Fenſtern treibt ſich das Leben der Straße hin, das ganz moderne, proſaiſche Leben. Die Aufſtellung iſt gewiß ſehr lehrreich — der theatraliſche Aufputz hätte unterbleiben können. In den hellen Gemächern, die der Aufſtellung der Gipsabgüſſe der Antike gewidmet ſind, hat die ausſchmückende

Decorationsmalerei ein geeigneteres Feld gefunden; hier sieht das Auge wahre kleine Meisterwerke in kleinen Wandgemälden, die die griechische Natur, das damalige Leben in der schönsten Periode des Glanzes in glücklichen poetischen Compositionen darstellen. Es wäre zu wünschen, daß diese kleinen Bilder in gutem Farbendruck gesammelt erschienen; es könnte ein hübsches Heft geben, zugleich einige Ansichten der schönen Säle und Rotunden des neuen Gebäudes.

Wir gehen jetzt auf die Ateliers der Künstler über, von denen wir auch nur ein paar aus der Menge herausheben wollen, gern eingestehend, daß unser Urtheil nur das eines Laien ist und gerne Berichtigung annimmt. Nur sind wir ein abgesagter Feind jener Berichtigungen, die die sogenannten Kunstblätter bringen, gelehrte und engherzige, krittelnde Zurechtweisungen, die sich an Kleinigkeiten hängen und darüber das Leben und die unmittelbare Wirkung der Kunstwerke bei Seite setzen. Mit dem Urtheil dieser gelehrten Blätter ist Niemand gedient, denn Niemand liest sie und ihre Stimmen dringen nicht in das

größere Publicum. Die Deutſchen haben es nie verſtanden — den einzigen Winckelmann ausgenommen — über Kunſt populär zu ſchreiben und doch muß man gerade ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſchreiben über Gegenſtände, die ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſind. Dabei iſt natürlich Ernſt und Schärfe des Urtheils, wo ſie hingehören, nicht ausgeſchloſſen; aber um des Himmels willen nur nicht die ſo ſehr beliebte Gründlichkeit. Dieſe iſt wahrhaft fürchterlich; ſie mordet das Schöne; ſie iſt das Scalpirmeſſer in der Hand unſerer modernen Wilden — der Pedanten, die aus Uebermaß von Cultur wieder wild werden. Ueber das Schöne ſprecht ſchön und vor allen Dingen nicht lang, ſondern kurz, und vor allen Dingen nicht unverſtändlich, ſondern verſtändlich. So wie Heinſe über Rubensſche Bilder ſpricht — ſo möchte man immer über Kunſt ſprechen hören; allein dies iſt ein Ding der Unmöglichkeit; man hat nicht immer Poeten bei der Hand, die über Poeten ſprechen; aber was man immer bei der Hand hat, iſt ein richtiger Takt, ein guter, gebildeter

Geſchmack und mit denen kann man ausreichen — das iſt's aber, woran gewiſſe Zeitſchriften und deren hocherhabene Ober- und Unterleiter auch keines Senfkorns Größe an ſich haben. Die Franzoſen verſtehen es — aber freilich, ſie ſind nicht gründlich!

Der Maler, die vorzugsweiſe hiſtoriſche Bilder malen, gibt es in Berlin keine, vielleicht gibt's, der eigenthümlichen Stellung unſerer gegenwärtigen Hiſtorie nach, in der ganzen Welt keine. Der Maler, der dieſen anſpruchsvollen Titel annimmt, ſetzt ſich vor ſeine Staffelei, blättert in der Weltgeſchichte und legt phlegmatiſch hierhin oder dorthin ein Zeichen, indem er vor ſich hinmurmelt: das kann gemalt werden! das gibt ein Bild! Nimmermehr kann dies die Art ſein, wie wahrhaft lebenkeimende Bilder gemalt werden. Der wahrhafte Hiſtorienmaler muß zu ſeiner Palette fliegen, es muß ihn Tag und Nacht drängen, bis er die ſtürmenden Geſtalten, die in ſeinem Hirn und Herzen handtieren, auf die Leinwand bringt; ſolche Bilder haben denn auch eine Miſſion, ſie erregen „Sturm im Lande." Dies iſt die echte

Hiſtorienmalerei; nun gibt es noch eine andere: es iſt die, die ſich damit abgibt, Perſonen oder Zuſtänden zu ſchmeicheln, vor allen Fürſten und Gewalthabern. Auf dieſe Weiſe ſind die koloſſalen Panegyriken eines Rubens und van Dyk entſtanden. Damit iſt's aber auch nichts zu unſerer Zeit; uns bleibt alſo jene matte Sorte, wo der Maler phlegmatiſch in Becker's Weltgeſchichte nach einem Stoff ſucht. Da dieſe Hiſtorienmaler keine hiſtoriſche Maler ſind und nie welche werden, ſo lohnt es ſich nicht, weder von ihnen noch ihren Werken zu ſprechen. Wir wollen erſt wieder Hiſtorie haben, wirkliche, echte Hiſtorie, die wie flüchtiges Salz in die Naſe beißt, und das Herz und die Sinne wacker macht — was wir jetzt haben, ſind Polizeizuſtände.

Da keine Hiſtorienmaler vorhanden ſind, ſo tritt der Genremaler in den leergehaltenen Poſten und es iſt ihm nicht zu verdenken, wenn er ſich ſo breit macht und ſo hoch ſtellt, als nur irgend möglich. Ein ſolcher Meiſter iſt Adolf Menzel, der eine ungemein lebhafte und durchdringende Begabung hat, ein ſchöpferiſches und ſelbſtän-

diges Talent, das vor der großartigſten Aufgabe nicht zurückſchreckt. Dennoch haben alle ſeine Bilder einen genreartigen Anflug und ſind gleichſam wider Willen und Wiſſen ihres Schöpfers groß. Zu Allem, was dieſer noch junge Meiſter ſchafft, treibt ihn eine feurige Seele, er iſt der echte Künſtler, der immer thätig iſt, er mag ſich befinden wo er wolle. Seine ganze Thätigkeit hat er dem großen Helden, Friedrich II., zugewendet, und mithin ſeinem Jahrhundert. Da iſt es ihm gelungen wahrhaft ſtaunenswerthe Werke zu liefern. Man ſieht Friedrich gehen, ſprechen — ja man ſieht ihn denken! Ein ſo gewaltiges Sich-Einverleiben mit dem Stoffe iſt bei einem Künſtler, ſolange in der Welt gemalt worden, gewiß immer ſelten geweſen. Man begreift nicht wo unſer Tauſendkünſtler dieſe Mienen, dieſe Geſtalten, dieſe Stellungen her hat; ohne Zweifel hat er einmal ſchon gelebt, und zwar mitten unter dieſen Leuten, die er jetzt malt. Gegen dieſe Wahrheit der Phyſiognomien, gegen dieſe Unmittelbarkeit der geiſtigen Exhalationen in Stellung, Situationen und

Geſten, iſt Alles, was man bisher an Scenen dieſer Art geſehen, nichts als Schatten. Man ſehe hier Friedrich unter ſeinen Gelehrten und cyniſchen Spaßmachern an der kleinen Tafel zu Sansſouci ſitzen und man wird geſtehen, von der Jovialität und Bonhommie der königlichen Miene an bis zu der kleinſten Falte im Tafeltuche muß nothwendig Alles ſo geweſen ſein, wie es hier vor uns ſteht; eine ſolche poetiſche Nothwendigkeit liegt über das Ganze hingebreitet. Man ſteht ſtundenlang vor dem Bilde, beſieht ſich die einzelnen Köpfe und wenn man fortgeht, hat man mit d'Argens, Voltaire, Lamettrie, Keith — geſprochen. Ja, man hat mit ihnen geſprochen. Es macht die Wirkung wirklicher Erlebniſſe, man ſagt ſich im Stillen: Voltaire hat Recht; ſeine Bemerkung war fein und wahr — was der König ihm erwiderte, ich hörte es deutlich, es klang wie Zurechtweiſung, aber wie eine lächelnde! O, und was dieſe alten Generale für gute Anworten geben! Es iſt ein köſtliches Mittagsmahl dieſer kleine Fürſtentiſch; es iſt mir ſehr angenehm geweſen, daß ich habe da-

bei ſein können! Dann plötzlich lächelt man und ſagt ſich: Es war ja Alles nur ein Bild! Auf einem andern Bilde ſieht man den König die Flöte blaſen — aber man ſieht ihn nicht blos, man hört ihn. Und die ganze Umgebung — man lieſt in der Seele eines Jeden; und die Seelen, in denen nichts geſchrieben ſteht, da ſieht man, daß nichts darin zu leſen iſt. Da ſitzen die Prinzeſſinnen Schweſtern, die geiſtreiche mediſante auf einem Stuhl, die hochfahrende ewig übelgelaunte auf einem Canapee. Die Erſtere denkt: Mein guter Bruder — er iſt ein großer Held und ein großer König — aber ſeine Flötenconcerte: etwas langweilig! Freilich meine edle Schöne; eine Unterhaltung mit Trenck wäre amüſanter. Die Zweite denkt: O es iſt doch nichts himmliſcher und herrlicher, als einen berühmten Bruder haben, der in Allem vortrefflich iſt, und dann dieſes berühmten Bruders Schweſter zu ſein; aber dennoch bin ich leidend und fühle mich unglücklich. Unter den Hofleuten graſſirt tüchtige Langeweile, Hoflangeweile unter den anſtändigſten Formen; die anſtändigſte iſt

die der Entzückung, während die wenigſt anſtändigſte die iſt, die ſich damit abgibt die Roſetten an der Decke zu zählen und zehnmal das Taſchentuch hervorzuziehen und wieder einzuſtecken. Unter den Muſikern, die nicht gerade damit beſchäftigt ſind der kleinen königlichen Flöte auf Schritt und Tritt zu folgen, herrſcht jene feine künſtleriſche Impertinenz, die trotz alles matten beifälligen Lächelns doch unerbittlich über jede falſche Note innerlich Buch führt. Beſonders iſt die leidende, geduldfreundliche Stellung des alten Quanz, der frühe ſchon Leid und Freud des flöteſpielenden Helden, inſoweit deſſen Kriege und Siege ſich das kleine Feld der gedruckten Notenblätter zum Schauplatz wählten, theilte, bemerkenswerth. Auch hier, wie in der Tafelſcene, iſt Alles lebensvolle Wahrheit und poetiſch wieder reproducirte Zeit und Sitte. Wir wiſſen in der That nicht, was ſolchen Bildern an dem Titel: „hiſtoriſche Bilder" fehlt; und dennoch — fehlt ihnen etwas. Wir wollen hierüber die Kunſtkenner ſtreiten laſſen, unſere Sache iſt es einen Maler wie Adolf Menzel mit vollem Jubel

zu begrüßen. Wenn wir wieder Hiſtorie haben werden, etwas worauf ſich jedes Kind in Deutſchland freut — dann werden wir plötzlich eines ſchönen Morgens Herrn Adolf Menzel Hiſtorienbilder malen ſehen; und er wird denn ſchnell das „Etwas" ſelbſt hinzugefügt haben, was jetzt noch fehlt und was wir nicht zu bezeichnen wiſſen. Sein Friedrichsbuch iſt ein unſchätzbares Geſchenk, das er der deutſchen Jugend gemacht.

Etwas, wofür wir unſerm Künſtler beſonders danken müſſen, iſt, daß er uns von der faden Idealität und Sentimentalität der Düſſeldorfer Schule zu befreien trachtet. Es konnte nichts Troſtloſeres geben als dieſe Kirchengängerinnen, als dieſe trauernden Königspaare, als dieſe Mimili's unterm Engel- und Nonnenröckchen. Doch muß unſer Künſtler ſich hüten vor dem andern Extrem. Sein Weg, den er eingeſchlagen, und auf dem er zu ſo herrlichen Reſultaten gelangt, hat dicht neben ſich ebenfalls Abwege; es iſt der Weg des Charakteriſtiſchen und der hat in der Literatur und Kunſt in Frankreich

ſchon zur Fratze geführt. Die Anhänger dieſer Doctrin ſind vor keinem Dinge ſo ſehr auf ihrer Hut als vor dem Schönen. Dieſes nennen ſie Verweichlichung und fliehen's wie die Peſt. Die ärgſte Abnormität, die ekelerregendſte Häßlichkeit und Verzerrung iſt ihnen lieber, als auch nur der leiſeſte Zug, der an Ideal und Schönheit erinnert. Nun iſt aber ein echter Hiſtorienmaler ohne den Cultus der Schönheit, ohne Anwendung des Ideals nicht denkbar und hierin, fürchten wir, liegt jenes „Etwas", das unſerm Menzel fehlt, der entſchieden auf dem Pfade der „Grimaſſiers" hier und da zu wandeln die größte Luſt bezeigt und zwar nur aus abergläubiger Furcht, daß ihm nicht etwa doch, trotz aller angewandten Vorſicht, die böſen Geſpenſter Ideal und Schönheit in den Weg laufen. Es geht ihm aber wie im Märchen, wo man gewiſſe unangenehme Gäſte weit von ſeinem Hauſe weggeſcheucht meint und es ſich dann findet, daß ſie recht eigentlich im Innerſten der Hütte Platz genommen haben; ſo wohnen die Schönheit und das Ideal in unſers

Künſtlers Seele, ſind wir feſt überzeugt, obgleich er ſie äußerlich verfolgt. Sonſt müßte er eben nicht der Poet ſein, der er iſt.

Von den Portraitmalern iſt es Herr Magnus, der uns beſonders anzieht durch das Innerliche ſeines Colorits. Wir finden kein paſſenderes Wort, um eine gewiſſe Art der Färbung auszudrücken, die auf dem Leben wurzelt, nicht äußerlich angeſchminkt iſt. Solch eine Art hat Titian, haben alle große Coloriſten. Man kann mit Schatten und Licht, beſonders mit dem zauberiſchen Apparat des Helldunkels, ganz ſchöne Kunſtſtücke hervorbringen, ein wahres Colorit wird auf dieſem Wege nicht erzielt. Man muß dem Fleiſch anſehen, daß es gewachſen iſt, daß es eine ſinnlich producirte und ſich noch immer weiter producirende Maſſe iſt. Vielleicht iſt dies zu derb ausgedrückt, doch man ſucht vergeblich nach Worten für Etwas, das ſich beſſer anfühlen und anſchauen als beſchreiben läßt. Man hat das Geheimniß der Form ſo ausdrücken wollen, daß wenn etwas Rundes auf einer Fläche dargeſtellt wird, es ſo dargeſtellt werde,

daß man verſucht wird, darum herumzugreifen. Das Geheimniß des Colorits möchte ſo auszudrücken ſein, daß man ſo male, als fühlte man den Knochen hervor. Der Maler wird wiſſen, was damit geſagt iſt. Der Knochen, das Fundament und das bedingende Princip des Colorits wirkt überall mit, auch da, wo eine Fülle von Fleiſch ſich darüber breitet. Der Portraitmaler, der ſein Colorit verſteht, hat es zuerſt mit der Knochenbildung zu thun, aus dieſer Bildung hervor, wie eine Blume aus der tiefverborgenen Wurzel, erwächſt die Blume des Colorits. Man ſehe einen Kopf, der eine feine, ſchwächliche, zerbrechliche Schädelbildung hat, das Colorit des auf dieſem Knochen angewachſenen Fleiſches wird weißlich-bläulich-hellröthlich ſein, dagegen eine derbe, feſte Knochenunterlage jene geſunden, braunrothen Tinten hervorruft, die uns Rubens in ſeinen männlichen Köpfen zu geben weiß, ſeine weiblichen ſind nicht alle wahr colorirt; er malt dabei zu ſehr nach einer einmal vorgefaßten Meinung. Wir kommen aber von Herrn Magnus ab. Die Sache iſt, daß wir

bei ihm jenes feintaſtende Farbenbewußtſein entdeckt haben, das nie mit ſich abſchließt, das immer neu forſcht und ſucht, und daß wir eine ſo glückliche, eine ſo unentbehrliche Zugabe, beſonders bei einem Portraitmaler, finden. Dazu aber gehört, daß der Künſtler ſo geſtellt iſt, daß er ſich einigermaßen ſeine Köpfe wählen kann, und dies iſt hier auch der Fall. Daß Herr Magnus vorzüglich Frauen malt, und unter dieſen wiederum die ſchönen und anmuthigen beſonders gern, iſt eine Sache für ſich; genug, daß er eine Reihenfolge wahrhaft künſtleriſcher Portraits geliefert hat, an denen die moderne Kunſt — denn bald werden wir faſt nichts Anderes haben als Portraitmalerei — eine große Bereicherung gewonnen hat. Wir wollen aus der nicht ganz geringen Anzahl ſeiner Bilder zwei herausheben, die Portraits der beiden Künſtlerinnen Jenny Lind und der Gräfin Roſſi. Vergleicht man gegen dieſe Auffaſſung diejenige Art und Weiſe, wie man noch vor vierzig Jahren zurück malte, ſo erfreut man ſich an dem künſtleriſchen Maß und Ziel, an dem Geſchmack

und der gehaltenen und beſonnenen Grazie dieſer Bilder, die berühmte Modegeſtalten darſtellen, die früher nicht genug ins Affectirte gezogen und ins Schöne carikirt konnten zur Anſchauung gebracht werden. Wir kommen auf den obigen Satz zurück, daß Herr Magnus ſeine Aufgaben ſich wählt und an jeder neu ſtudirt und forſcht. Deshalb veralten ſeine Bilder nie, er hat ihnen etwas von jenem geheimnißvollen Lebenselixir einzuflößen gewußt, die die Schöpfungen eines van Dyk, eines Titian ewig leben läßt.

Die Werkſtätten der plaſtiſchen Bildner — es ſind deren ſehr wenige — haben uns nicht angeſprochen. Es thut ſich eine Armuth der Motive kund, die für die Zukunft nichts erwarten läßt, wie ſie von der Vergangenheit nichts genommen hat. Was ſoll man zu der Gruppe der Kiſſ'ſchen Amazone ſagen? Was ſoll dies Motiv? Wie unbekannt, wie fremd! Von den drei dargeſtellten Geſchöpfen iſt nur eines in unſern Gegenden einheimiſch — das Pferd. Den Tiger hat man nicht, eine Amazone auch

nicht; am wenigſten hat man jemals Gelegenheit gehabt, dieſe drei Dinge in einem ſolchen Knäuel zuſammengepackt zu ſehen. Man muß dem Künſtler aufs Wort glauben, daß dieſe drei Beſtien — man verzeihe, daß wir die Amazone auch dazu rechnen — wenn ſie auf eine fatale Weiſe Eins dem Andern in den Weg laufen, ſich ungefähr ſo herumbalgen werden. Möglich! Aber wozu das? Es iſt eine zoologiſche Curioſität! Ein Freiligrath'ſches Gedicht, mit Müh und Angſt aus unendlicher Ferne hergeholt und mit ſchwierigen pikanten End- und Klappreimen verſehen; hier ſind die Reime in Bronze gegoſſen. Was ſollen überhaupt die wilden Thiere, die man jetzt ſich in die Ateliers eindrängen ſieht — der Menſch — und immer wieder der Menſch! Das ſei der Vorwurf. Bei der Kiſſ'ſchen Gruppe ſpielen offenbar die Thiere die Hauptrolle und der Menſch iſt ſo gefällig, bei dieſer Gelegenheit auch mehr Thier zu ſein als Menſch, denn welch ein edles menſchliches Motiv wäre bei dieſem Wildfang von einem Weibe zu finden?

Doch genug; die Gruppe wird bewundert, gerühmt — wir wollen Niemandem die Freude an ihr nehmen, nur wir können keine empfinden. Ebenso wenig sagen uns die Arbeiten zu, die wir in andern Ateliers gefunden haben, und die diesen Weg weiter verfolgen: ein Schäfer, der sich gegen einen Leoparden vertheidigt, eine Giraffe, auf deren Rücken ein Tiger sitzt — ein Kampf mit einer Schlange! Ach, wer hat Freude an all diesen Dingen! Wer möchte dergleichen auf seinem Schreibtische aufstellen, oder in seinem Zimmer dulden! Die Künstler sind hier aber zum großen Theil unschuldig; Der Ursprung der Armuth der Motive ist ebenfalls, wo all unser sociales Misere und die Kleinheit unserer Zustände herkommt, aus der Prüderie und der Heuchelei der Zeit herzuschreiben. Man behauptet, nichts Nacktes mehr sehen zu können, und der Bildnerei das Nackte nehmen, heißt ihr die Kehle zuschnüren, oder sie zwingen — unter die Bestien zu gehen. Das Letztere thut sie jetzt. Das Vorherrschen der Thierfiguren ist eine fast komische Unart unserer Zeit, so zum

Beiſpiel die große Maſſe von Bildern, zum größern Theil in vortrefflichen Schwarzkunſtblättern, die Hunde aller Racen darſtellen, und die ins Tauſendfache vervielfältigt erſcheinen. Was ſoll das? Hier und da auf einem Genrebildchen die ernſthaft gravitätiſche Schnauze eines Bulldoggs, oder die ſpitze kleine boshafte oder naſeweiſe Phyſiognomie eines Schäferhündchens dargeſtellt zu ſehen, iſt ganz gut hinzunehmen, allein ganze Blätter mit dieſen Gegenſtänden der vierbeinigen Welt, die uns umgibt, auszufüllen, kann zu einer ekelerregenden Zeitnarrheit werden. Man denke ſich das Zimmer einer jungen Dame oder eines friedfertigen ſtillen Gelehrten, an deſſen Wänden nichts als klaffende, bellende, haarſträubende oder gähnende Beſtien zur Schau geſtellt ſind, und auf den Kiſſen und Conſolen der Blick wiederum nichts Anderes erblickt als Tiger, Leoparden, Affen und wiederum Hunde. So weit iſt es aber bereits gekommen. Wie ganz anders unſere Vorältern, die ihre Augen erquickten durch einen guten Stich von Müller oder Chodowiecki, die auf ihren Tiſchen jene niedlichen

kleinen Figuren und Gruppen bewahrten, die die Fabriken zu Dresden und Berlin in Biscuit und in Porcellan lieferten, und die unter Blumen ſpielende Kinder, oder Schäfer und Schäferinnen, oder Göttergeſtalten darſtellten. Man ſchilt das achtzehnte Jahrhundert geſchmacklos, das unſere iſt es recht eigentlich mit ſeinem Hochmuth, ſeiner leeren Prahlſucht, ſeiner Heuchelei und Prüderie.

Da wir von Heuchelei und Prüderie ſprechen, ſo iſt hiermit von ſelbſt die Brücke gebaut für ein Inſtitut, das ſich nur erhält, indem man ein Intereſſe dafür heuchelt und deſſen Wiederaufleben man einmal für allemal unmöglich macht, indem man es durch Prüderie ſtrangulirt. Wir meinen hier nicht allein die Sittenprüderie, obgleich die auch ſchon hinlänglich iſt eine wahrhafte dramatiſche Kunſt zu tödten, ſondern auch, und dies vorzüglich, die politiſche Prüderie unſerer Tage. Beide zuſammen haben jene Intereſſeloſigkeit des Publicums erzeugt, an denen das Theater gegenwärtig zu Grunde gegangen iſt, denn daß es wahrhaft und in dee

That zu Grunde gegangen, daran wird Niemand zweifeln, der überhaupt über Kunſt und deren Fleiſchwerdung in der Zeit nachgedacht hat. Man kann Theater haben, man kann täglich hineingehen, man kann ſogar einzelne gute Schauſpieler haben — und man hat doch keine Bühne. Wir haben eben geſagt, daß ſittliche und politiſche Prüderie unſere moderne dramatiſche Kunſt in den Boden treten, allein es kann auch ſein, daß überhaupt die Ungunſt der Zeit dieſer Kunſt entgegen iſt. Alles in der Welt hat ſeine zeitweiſe Blüte, iſt dieſe vorüber, ſo vegetirt die Pflanze zwar fort, allein ſie zeigt ein fauliges, fahles Grün und dürre Zweige. Werfen wir einmal einen Blick auf das Repertoire eines halben Jahrhunderts. Es iſt in der That Alles dageweſen. Die große Tragödie unter Goethe und Schiller erwachend ſchritt über die Breter und verſchwand; damals waren Gebildete und Volk im Theater, außerhalb Niemand. Nun kamen die fremden Muſter, die Shakeſpeare-Wüthigen, die Calderon-Tändler, da befanden ſich nur noch die Gebildeten

im Theater, außen blieb das Volk. Ein Schritt weiter und die Intriguenstücke erschienen, die feinen Jongleurieren, wo das Stäbchen nie auf den Boden fällt, sondern immer durch geschickte kleine Gegenstöße hin- und herparirt wird; das war eine dramatische Taschenspielerei, das wollten zuletzt nicht einmal die Gebildeten sehen, das Volk verstand es nun gar nicht und im Theater blieben nur die Müßiggänger sitzen, die Leute, deren Rente und Zeit es erlaubt, zu gewissen Perioden des Tages oder der Nacht entweder in diesem oder jenem Vergnügungslocal, in dieser oder jener Tabagie sich einzufinden, und die gehörigen Stunden abzusitzen und durchzuplaudern. Diese Phalanx hielt auch still, als das Theater in sein letztes Stadium eintrat, wo es sich jetzt befindet, nämlich all das Dagewesene pêle-mêle hintereinanderzugeben, um nur einen Abend zu füllen, womit, ist gleich, denn für keines dieser Genres, die einst Epoche machten, interessirt sich das Publicum. Dies ist eine Erfahrung, die jede Direction machen kann, weil jede Direction sie selbst hervorruft, und hervor-

rufen muß, denn es ist schlechterdings eine Unmöglichkeit etwas hervorzusuchen, was heute noch Wirkung machte, so in der dramatischen Kunst, so in der Oper. Das Geheimniß ist gelöst, wenn man sagt: die Empfänglichkeit fehlt. Es müssen große Stürme kommen, mächtige und schreckenerregende Umwälzungen, um bei dem jetzigen oder dem nächstkommenden Geschlecht wieder das Verlangen zu erregen, die Kunst wiederum als ein Bedürfniß herbeizuwünschen, als ein Mittel die müde Seele zu erheben, die Kraft neu zu stärken, das durch Schrecken und Verwilderung scheue Auge wieder an dem milden Glanz und dem süßen Frieden, den die Künste aushauchen, wenn man sie nicht misbraucht und sie zu leeren Reizmitteln erniedrigt, zu erlaben. Mit einem Worte, es muß ein Hunger nach Kunst da sein, ein Hunger, wie er nach den großen Völkerschlachten und Völkerwanderungen sich zeigte, da die Vandalenstürme endlich schwiegen und aus Klöstern und auf Märkten die Blume seiner Schöpferkraft emporblühte, wie nach dem rasenden Orkan, den die Reli-

gionskriege dreißig Jahre über die entſetzte Welt hinjagten, in allen Gauen deutſcher Erde Sehnſucht gefühlt wurde, ſich irgendwo in einem Winkel der Erde zuſammenzuſetzen und dem Worte des Dichters, dem Klange der Muſik zu lauſchen. Aber wir ſind bei alledem weit entfernt zu wünſchen, daß unſer Leben zertrümmert werde, damit unſere Kunſt erblühe; ohnedies würden wir von dieſer neu erblühten Kunſt noch nichts zu ſchmecken bekommen, und würden nur das Blut hergeben müſſen, das den Boden befeuchtet, in welches die neue Melpomene ihre Purpurtoga taucht, um unſere dritte oder vierte Generation zu entzücken. Laſſen wir das Theater alſo geduldig da, wo es iſt, und wenn es nicht in unſerer Macht ſteht, ſämmtliche Bühnen für unendlich lange Ferien zu ſchließen, ſo wollen wir wenigſtens uns das Wort geben — wir, die wir meinen, die wahre dramatiſche Kunſt zu kennen, zu achten, und zu lieben — nicht ins Theater zu gehen, ſo lange wie es ein „Vergnügungslocal" iſt wie jedes andere.

Wir kommen auf die ſittliche und politiſche

Prüderie zurück, und wollen in Beziehung auf das Theater auch über dieſe Hemmſchuhe und Zwangsjacken, die wir der Kunſt anlegen, ein paar Worte ſagen. Wenn das Theater ſehr häkelig und zierlich wird, wenn es immer die „beſte Geſellſchaft“ repräſentiren will, wenn es immer ſo beſchaffen ſein will, daß eine Mutter ihre Töchter hineinführen kann — dann geht alle wahre dramatiſche Kunſt in die Brüche, denn welche Bühne, wir mögen von dem Theſpiskarren und der erſten Bretterbude bis auf das geniale Theater unſerer fünfzig Jahre zurückliegenden Glanzperiode hinſchauen, nie und nirgends hat ſich die Kunſt ihre ſittliche Freiheit nehmen laſſen, und die beſteht darin, den Menſchen zu zeigen wie er iſt, und allen Flitterkram und alle falſche Gewandung fortzuſtreifen. Ueber dieſen Punkt möchten wol alle Dramaturgen einig ſein, über den zweiten, den der politiſchen Prüderie, werden ſie ebenfalls einig ſein, nämlich Die, die es wahrhaft gut mit der Bühne meinen, nicht zu ihren verſteckten Feinden gehören. Man muß dem Theater einen offenen Eingang

zum Leben laſſen, damit immer ein voller Strom der eben herrſchenden Meinungen und Anſichten, Irrthümer oder Wahrheiten, gleichviel, auf die Bühne dringe. Die Directoren werden erſchrecken, denn es heißt dies in der That nichts Anderes: das einzige Mittel, wieder ein großes, allgemeines Intereſſe an der dramatiſchen Kunſt hervorzurufen, wäre, das Theater revolutionären Elementen aufzuſchließen. Verſucht dies auf eine Woche und alle Theater Europas werden zuſammenbrechen unter der Wucht der Beſucher. Aber dies zu wünſchen wäre Wahnſinn; unter den jetzigen Verhältniſſen auch nur einen annähernden Verſuch zu machen, ein ſolches Reſultat zu bewirken, wäre Verbrechen; wir ſprechen nur dieſen Satz ſo unumwunden aus, um mit einem Worte die ganze Sachlage des Proceſſes herzuſtellen. In der That ſo iſt es. Man will auf dem Theater die alten Liebeshändel nicht mehr ſehen, die närriſchen Poſſen eines ganz unmöglichen Zufalls, und die kleinen naiven Situationen, die niedlichen albernen Intriguen, die vor

zehn Jahren noch entzückten; man iſt durchaus nicht mehr neugierig zu erfahren, an wen der Oheim ſein Mündel verheirathet, ob an Dieſen oder an Jenen, oder ob er gar ſie ſelbſt heirathet — aber man würde ſtürmiſch jauchzen und applaudiren, die Sitzung einer modernen Ständekammer mit anzuſchauen oder bei Nacht und Nebel eine gewiſſe Reiſekutſche über die Bühne eilen zu ſehen, aus deren Fenſtern ein Regenſchirm und ein paar durch bürgerfreundliche Händedrücke abgenutzte Handſchuh blicken. Aber wie geſagt, dergleichen iſt unmöglich, und wir wollen uns zufrieden geben ohne Theater und ohne dramatiſche Kunſt eine zeitlang weiter zu leben, dem Himmel dankend, daß uns das Loos nicht gefallen iſt, ein ſogenannter dramatiſcher Dichter unſerer Tage zu ſein, ſicherlich das unnützeſte Möbel, das irgend gedacht werden kann.

Von dem jetzigen berliner Theater nunmehr zu ſprechen, wird nach Obigem kaum mehr nöthig ſein. Es iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als alle andern Theater; es hat keine Talente, die andern haben auch keine, endlich gibt's

Ueberſetzungen, und gerade dies geben die andern auch. Ein Unglück für ein Theater iſt einen wahrhaft kunſtliebenden, thätigen und einſichtsvollen Director zu haben, denn dieſer müht ſich umſonſt und hilft nichts; er iſt gleich dem Geliebten, der an eine an der Schwindſucht leidenden Braut gekettet iſt; er ſieht ſie mit Thränen in ſeinen Armen ſterben. Beſſer iſt's, einem gefühlloſen, für die Leiden der Kunſt nicht empfänglichen Mann die Leitung der Kranken zu übergeben, er wird thun, was ihm die Pflicht als Krankenwärter vorſchreibt, weiter nichts, und kommt die Leidende um, ſo macht ihm dies kein Haar grau, und er geht ruhig ſeine Wege. Gefühlvolle Directoren können auch der Bühne in unſern Tagen unendlich Schaden thun, denn ſie werden von der Illuſion nicht laſſen, daß immer noch die Kunſt zu heben ſei, ſie werden Talente ſuchen und werden Schriftſteller aufmuntern zu ſchreiben — Alles zu ihrer eigenen und fremden Noth und Demüthigung, denn es geht nun einmal nicht, und wird mit aller Anſtrengung nicht gehen. Dagegen un-

gemüthliche Directoren, die in einer naiven Unwiſſenheit leben über Das, was auf den Brettern ehemals geſchehen iſt, den Maßſtab ihres Verhaltens nur danach einrichten, ob ihre unmittelbar Vorgeſetzten und ihre Protectoren mit ihnen zufrieden ſind, und dieſe zufrieden zu ſtellen, gehören bekanntlich Dinge, die zu Kunſt, Literatur und Geſchmack oft nur eine ſehr entfernte Beziehung haben. Für dieſe Art Directoren gibt es auch keine öffentliche Stimme und keine Journale. Denn wozu: ſie wiſſen Alles, was ſie wiſſen ſollen.

Das Friedrich-Wilhelmſtädter Theater verſprach eine ſehr lebhaft angeregte und anregende Bühne zu werden; allein ſie hat einen Anlauf genommen und iſt nun ſtehen geblieben, vermuthlich weil man auf ihr jedes Bezügliche auf die Mitwelt und deren Intereſſen verboten hat. Lauter Poſſen machen es jetzt nicht mehr, das ſieht man in Wien, wo drei der eminenteſten Talente für die niedere Komik wirken und doch nicht das alte lachende Wien mit ſeinem überſchwänglichen Frohſinn zurückzaubern kön-

nen. Wie ſollten dieſelben alten Poſſen, die ſelbſt in Wien, an ihrer Heimatsſtelle, nicht mehr elektriſiren, wie ſollten ſie hier in Berlin, wo ein weſentlich anderes Genre des Volkswitzes gilt und ſtets gegolten hat, irgend auf lange einer Bühne ihr Leben ſichern. Das vormärzliche Berlin hatte an den Leiſtungen Beckmann's, und an den Nanteſpäßen ſeine Localfarbe; es ſcheint aber, als wolle man durchaus nicht in dieſes Genre wieder einlenken; die komiſchen Figuren, die der Kladderadatſch geſchaffen hat, und die völlig volksthümlich geworden, das komiſche Pärchen Schulze und Müller, die ſo amüſante Fragen thun und ſie ſich ſelbſt ſo amüſant beantworten, dann der unübertreffliche jüdiſche Banquier Zwickauer und die Lieutnants Strudelwitz und Prudelwitz, dieſe Figuren aufs Theater gebracht, würden von großer Wirkung ſein, und würden reichlich den alten Naute erſetzen, allein ſie müßten dann ihrer politiſchen Maske treu bleiben, und dies würde aus bekannten Gründen nicht geſtattet werden. Es iſt dabei eine auffallende Erſcheinung, daß, je mehr die Nah-

rungsſtoffe, von denen eine wahre dramatiſche Kunſt zehrt, ſich mindern, deſto vielfältiger die Theater werden. Es ſind eine große Anzahl kleiner Bühnen vorhanden, und ſtehen noch einige in Ausſicht. Freilich ſind mit den meiſten derſelben Gärten und Reſtaurationen im Freien verbunden, ſodaß die Theatergenüſſe ſo recht eigentlich nebenbeilaufen. Gegen dieſe Art von Bühnen, die ihr Brettergerüſte im Freien aufſchlagen, und wo das Publicum unter grünem Laubdach behaglich an Tiſchchen vertheilt, zuſchaut, läßt ſich eigentlich nichts ſagen, und die dramatiſche Kunſt würde dabei ihren Vortheil finden, nur müßten dann dieſe champêtre Bühnen eine gewiſſe Grenze nicht überſchreiten, ſie dürften nicht, wie es hier geſchieht, ſich an größere Dramen oder gar an fünfactige Opern wagen, ſondern müßten kleine, für dieſen Zweck eigens geſchriebene Localpoſſen geben, deren Motive aus dem nahen und nächſten Leben genommen, es müßten auch Schminke und fremder Flitterſtaat nebſt Anputz, beides beim Sonnenlicht ſo häßlich wirkend, gänzlich vermieden

werden. Ein ſolches ſogenanntes Sommertheater, wenn ein guter Komiker, ein wirkliches Talent, die Unternehmung unterſtützte, könnte allerdings vortreffliche Geſchäfte machen, und würde ſelbſt den Kenner befriedigen. Nur wäre politiſche Licenz, wenn auch in noch ſo kleiner Doſis bewilligt, unumgänglich nöthig.

Schluß.

Wenn wir die Physiognomie beider Städte im Allgemeinen ins Auge fassen, und die Frage aufgeworfen wird, in welcher es sich angenehmer leben läßt, so müssen wir natürlich fürs Erste die Beschaffenheit des Fragenden berücksichtigen und unsererseits die Frage stellen, was er „angenehm leben" nennt. Es gibt heutzutage eine große Anzahl Leute, die hierüber nicht mit sich im Klaren sind, was sie ein angenehmes Leben nennen sollen; und es ist allerdings nicht so leicht, sich selbst darüber zurecht zu finden. Vor zwanzig Jahren zurück wußte man dies sehr genau. In den Zeiten eines Friedens, der wie es schien, unerschütterlich war, sowie er denn in der That auch über dreißig Jahre gedauert hat, war man leicht mit sich fertig: eine gutbesetzte Tafel, ein treffliches Glas Wein, eine Gesellschaft, wie

ſie Epikur ſich wünſcht und man hatte Wien gewählt. Kleine harmloſe Späßchen, viel Literatur, Paraden und Manöver — Feſtreden und Feſtgelage — und man hatte Berlin gewählt. Das iſt anders geworden. Das frühere Wien iſt nicht mehr das jetzige, das jetzige Berlin nicht mehr das, in welchem Henriette Sontag und das Königſtädtſche Theater, die Weinhandlung Lutter und Wegener, in ihr Hoffmann und Devrient ihr Weſen treiben. Man hört darum klagen, daß man nirgends angenehm mehr leben könne, daß es überhaupt mit dem harmloſen, glücklichen, friedlichen Lebensgenuß vorbei ſei. Man ruft jammernd aus: Was hilft es uns nun, daß man den Comfort und den Luxus bis ins Dreifache erhöht hat; daß man Polſterſtühle erfunden hat, in denen es ſich zugleich ſitzen und liegen und ſchaukeln läßt; daß man das Gas erfunden und dadurch eine ſo herrliche Beleuchtung geſchaffen hat, daß man mit Hülfe der Eiſenbahnen eine in Paris gefertigte Paſtete faſt warm noch auf den Tiſch geſetzt erhält, daß eine noch zappelnde Forelle aus dem Schwarz-

wald und ein Dorſch aus Hamburg lebendig anlangt — ach, was hilft das Alles, wenn die prächtigen Schmauſereien nicht ſo recht in behaglichem Gelächter, unter köſtlichen Späßchen, in der ungetrübteſten Laune bei vollkommen feſtſtehenden Renten verzehrt werden! Ach, was hilft, was hilft uns die pikanteſte Sauce, wenn uns wider Willen der Pfeffer von Cayenne dazu geſchüttet wird! Eine in übler Laune genoſſene Leckerei liegt wie ein Goldklumpen Californiens im Magen, und wenn die Harpyen der verdammten Politik über eine Tafel hinfliegen, dann tröpfeln ſie Unrath auf die herrlichſten Entremets, auf die trefflichſten Bayonner Schinken. Zum angenehmen Leben gehört aber, daß man angenehm ſpeiſe, zu dem angenehmen Speiſen, daß man gut verdaue.

Wir wollen ſehen wie Rath zu ſchaffen iſt. Für die Epikuräer durch und durch, für die Epikuräer par excellence, das heißt für die glückliche Sorte, für die es keine Erſchütterungen gibt, für dieſe iſt uns nicht bange, ſie werden auch heut ſo gut tafeln, wie ſie immer getafelt

haben; aber ihrer ſind wenige. Unſere heutigen Lebemänner ſind ſo geartet, daß ſehr Vieles ſie verſtimmt, und ihnen den Genuß ihres Lebens, oder, was eben ſo viel ſagen will, ihrer Rente raubt. Ihre Nerven ſind von dem Vorgefallenen afficirt, ſie können noch nicht zur Ruhe kommen; der Hof, die Geſellſchaft, ihre Freunde — Alle ſind noch nicht ſo, wie ſie waren. Man wartet ab, aber es will nicht werden. Die Atmoſphäre, wenn auch vortrefflich geſäubert, iſt doch noch immer nicht ganz rein, es ſchwimmen noch politiſche Miasmen in ihr herum, und für Nerven, die einmal attakirt ſind, iſt dergleichen gar ſo leicht wahrnehmbar. Für dieſe iſt Wien vorzuſchlagen. In Wien geht man von der Abſicht aus, und Alles was zum Reichthum und zum Lebensgenuß gehört, hat ſich ſtillſchweigend das Wort gegeben, zu thun, als wäre nichts vorgefallen; als wäre Alles unverrückt beim Alten. In Wien läßt ſich das auch machen. Dort beſteht bekanntlich ein mächtiger, koloſſal reicher Adel, daneben reiche Börſenſpeculanten, beide entwickeln ein ſolches Gewicht des

Goldes und des Luxus aller Art, daß sie die Stimme angeben, und jedes andere Interesse, selbst Gespräch, das ihnen nicht zusagt, verbannen, unterdrücken. Es ist dies die Verschwörung der Lebemänner, die à tout prix wieder gut leben wollen, das heißt unchicanirt von der verhaßten Politik, die ihnen die Verdauung stört. In Berlin läßt sich dies nicht ins Werk stellen. Man hat auch hier die conservativen Interessen zur obersten Leitung gebracht, aber man kann nicht machen, daß das Misliebige wie mit einem Zauberschlage aus den Regionen, von denen hier die Rede ist, verschwinde. Die Verschwörung der Lebemänner kommt hier nicht zu Stande. Ueberdies sind der Lebemänner an sich sehr wenige, theils weil sie nicht das Geld, theils auch weil sie nicht den Sinn haben für die Tafel und allein nur für die Tafel zu leben. Der ächte Stamm der Sybariten war nie in der Mark zu Hause, dafür immer in Wien. Der Berliner ähnelt mehr dem Franzosen; wenn er gut speist, so will er auch dabei gut sprechen!

Beides verträgt ſich nicht miteinander, wie der Wiener wohl weiß. Ein Epikuräer, der ſeine köſtlichſten Güter der Welt, ſein Nachmittagsſchläfchen und ſeine leichte Morgenſtunde am Tage darauf, in Sicherheit bringen will, muß ſich vor den berliner Diners in Acht nehmen, wenn er auch tauſendmal darauf bedacht iſt, einen recht purificirten Eßſalon ſich auszuſuchen, wenn er auch aufs genaueſte weiß, es ſind alle ſeine Tafelgenoſſen Männer von geſicherter Rente und loyaler Geſinnung, es kann doch — denn der Berliner läßt es nun einmal nicht — ein kleiner Witz in die Suppe à la Tartare fallen, und — fort iſt es mit der Jungfräulichkeit des Appetits! Man denkt, man lacht, man ſtreitet — und man hat einen Schluck des unübertroffenen Bordeaur gethan, ohne ſich bewußt zu ſein, was man gethan.

Die Sache ſtellt ſich demnach ſo. Wer unter angenehm leben verſteht: ſich völlig frei und unberührt von allen Intereſſen der jetzigen Welt, wenn ſie den Bereich der Küche, des Ballſaals und der Whiſtpartien überſchreiten — zu erhalten dem

iſt Wien anzuempfehlen; wer aber — ob nun zum Verdruß oder zur Freude, die Welt der Bücher und der Gedanken, die Ereigniſſe der Weltbühne, die kleinen Niederlagen und Siege, die der geiſtige Verkehr mit ſich führt, auch zu einem Leben rechnet, das er nicht angenehm nennen würde, wenn ſie fehlten — dem iſt Berlin anzurathen. Die beiden Hauptſtädte ſtehen ſich hier wieder, wie in hundert andern Dingen, ſchroff gegenüber. Dennoch wäre Berlin eine gute Anzahl der Sybariten Wiens zu wünſchen, denn dieſe fette Sorte, dieſe ſorglos genießenden koloſſalen Egoiſten geben dem Boden einer großen Stadt jenen feuchten Humus, der ſchöne Pflanzen hervorbringt, Zierpflanzen, wenn man will, aber doch zur Verſchönerung einer Hauptſtadt, zur Politur der Geſellſchaft unentbehrlich. Denn um dieſe Genießenden ſchließt ſich ein Kranz luxuriöſer Productionen in der Kunſt, es ſammelt ſich um ſie eine cokette und in ſorgloſer Schönheit üppige Frauenwelt und tauſend kleine Genrebildchen der allerliebſten Frivolität gibt es. Wo man denkt, witzelt, ſich zankt, Bücher lieſt und welche ſchreibt —

dabei hartgesottenes Rindfleisch ißt und Abends einen Spaziergang in den Sand macht, da wird eine Stadt nicht glänzend, eine Gesellschaft nicht reizend. Darum wären Berlin einige Sybariten Wiens, und einige „Denker" Berlins wären Wien zu wünschen; aber sie würden beide, wie die Victoria regia, immer kleinere und kleinere Blüten tragen und zuletzt zu einer Blume werden, die von den einheimischen nicht mehr zu unterscheiden ist.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06599 8182